

E 6594 FX



# DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

14. JAHRGANG  
APRIL - JUNI 1985



2

1985

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes  
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1  
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler  
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. N. Bongartz,  
Dr. E. Hannmann, Dr. D. Lutz, Prof. Dr. W. Stopfel  
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1-15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen  
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck  
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

## Inhalt

Christoph Unz	
Der Keltenfürst von Hochdorf	
Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie	89
Dietrich Lutz	
Einige Bemerkungen zum Ruinenerhalt	96
Günter Eckstein	
Bestandsdokumentation bei Ruinen	103
Leo Schmidt	
Kellerkartierung und Hausforschung in Freiburg i. Br.	112
Walter J. M. Bunsmann	
Denkmalpflege	
Eine Bauschule der Nation	123
Walther-Gerd Fleck	
Die Wehrkirche in Weissach, Kreis Böblingen	126
Rainer Laun	
Abbruchkandidaten mit Zukunft	
Regierungsbezirk Karlsruhe	132
Siegwart Schiek	
Schatzsuche – ein Kavaliersdelikt?	135
Personalia	136
Buchbesprechungen	138
Mitteilungen	139

**Titelbild:** Bronzekline aus dem Fürstengrab von Hochdorf; Ausschnitt aus dem Zierfries mit  
Waffentänzern an der Rückenlehne der Kline.  
Zum Beitrag Christoph Unz: Der Keltenfürst von Hochdorf.  
Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie.



Christoph Unz:

## Der Keltenfürst von Hochdorf

### Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie

*Die Nachricht von der Entdeckung des keltischen Fürstengrabes bei Hochdorf ging im Spätsommer 1978 durch die Medien der Welt. Zahllose Berichte sind seitdem über die Ausgrabung und die Restaurierung der Funde erschienen. Ständig befanden sich wissensdurstige Besucher auf der Grabung, bei den Führungen wurden Tausende von Teilnehmern gezählt. Prominente und Pressevertreter erhielten persönliche Informationen, Kamerateams des Fernsehens filmten die wichtigsten Etappen der Freilegung. In diesem für die Landesarchäologie wahrhaft „heißen Sommer“ mußte die Grabungsstelle nachts durch Polizei bewacht werden.*

*So war der Entschluß, wichtige Teile des Grabes, die große Kline, den Wagen und den Kessel, nicht an Ort und Stelle freizulegen, sondern eingegipst in die Werkstätten des Württembergischen Landesmuseums zu transportieren, aus vielen Gründen berechtigt. Nur unter optimalen Arbeitsbedingungen und in relativer Ruhe waren die weitere „Ausgrabung“ und Freilegung der eingegipsten Funde möglich – ein Vorgehen, das auch wegen der Einmaligkeit der Funde aus wissenschaftlichen und restauratorischen Gründen dringend erforderlich war. Nur so konnten die oft auf wenige Zentimeter Dicke zusammengepreßten Funde freigelegt, in ihrer Lage dokumentiert und für die folgende Konservierung und Untersuchungen präpariert werden. Um eine Vorstellung vom Aufwand dieser „Ausgrabung“ im Museum zu geben: Die Freilegung der eingegipsten Partien dauerte noch ungefähr anderthalb Jahre, ständig waren bis zu fünf Fachleute im Einsatz, für die Konservierung und Rekonstruktion des in tausend Einzelteile zerbrochenen Wagens benötigte man fast zwei Jahre. Insgesamt waren die gemeinsamen Werkstätten des Württembergischen Landesmuseums und des Landesdenkmalamtes über Jahre hin ausschließlich mit Hochdorf beschäftigt, andere gleichfalls wichtige Aufgaben konnten nicht durchgeführt werden. Im Frühjahr 1985 sind diese Nachfolgearbeiten der Ausgrabung glücklich beendet worden.*

*Parallel zur Restaurierung wurde auch die wissenschaftliche Bearbeitung der Funde ständig vorangetrieben, doch ist mit einem abschließenden archäologischen Bericht erst in einiger Zeit zu rechnen. Die Auswertung der über 150 botanischen Objekte, deren Bearbeitung fast zwei Jahre erforderte, befindet sich im Druck. Auch die Untersuchung der Textilreste mit rund 500 Fundnummern ist weit vorangeschritten, die Auswertung der metallurgischen Analysen ist abgeschlossen.*

*Bereits während der Grabung 1978 entstand der Gedanke, nach Abschluß der Konservierung der einzigartigen Funde das Fürstengrab von Hochdorf in einer eigenen Sonderausstellung der Öffentlichkeit vorzustellen. Dabei sollten vor allem die Fragen und Probleme der schwierigen Fundbergung und Konservierungsmethoden sowie der langwierigen botanischen, textilkundlichen und metallurgischen Untersuchungen ausführlich dargestellt werden – umfassender als dies bei der späteren Präsentation der Funde im Landesmuseum erfolgen kann. Der Ausstellung liegt eine Konzeption zugrunde, bei der das Fürstengrab von Hochdorf im Rahmen einer Darstellung der Arbeitsweise der Archäologischen Denkmalpflege den ihm zustehenden Platz erhält: Zielsetzung ist also nicht eine primär kulturhistorisch ausgerichtete Dokumentation des Fürstengrabes vor dem Hintergrund der frühen keltischen Zivilisation, die Gewichtung liegt mehr bei der Erläuterung der vielfältigen Methoden und Ergebnisse der Ausgrabungen in Hochdorf.*

*Zwanglos schließt hier der zweite Teil der Ausstellung an, in welchem anhand von neun ausgewählten Beispielen wichtiger archäologischer Untersuchungen verdeutlicht werden soll, wie der Archäologe vor Ort arbeitet, welche Methoden angewendet werden müssen, um neue Quellen für die Geschichte unseres Landes zu erschließen.*

*Die Ausstellung im Gebäude des Kunstvereins in Stuttgart dauert vom 14. August 1985 bis zum 13. Oktober 1985 und soll zu einem späteren Zeitpunkt auch in Köln gezeigt werden. – Folgen wir jetzt in einem kurzen Rundgang den wichtigsten Stationen der Ausstellung!*

## Der Keltenfürst von Hochdorf

In der Eingangshalle wird der Besucher anhand von Karten, Plänen, Großphotos auf das Thema hingeführt. Hier stehen auch mehrere eisenzeitliche Grabstellen, z. B. von Hirschlanden, Kilchberg und Rottenburg, die die künstlerische Gestaltungskraft der Kelten in unserem Raum verdeutlichen. Ein Modell und ein Gesamtplan des großen Grabhügels, der über dem Fürstengrab aufgeschüttet wurde, leiten zum Grab von Hochdorf

über. In der Vorhalle ist auch das Skelett des keltischen Fürsten aufgebaut.

Im folgenden Zwischenraum werden links die verschiedenen Arten archäologischer Ausgrabungen erläutert. Ein großes Lackprofil durch einen Grabungsschnitt im römischen und mittelalterlichen Ladenburg macht den Besucher mit den technischen Schwierigkeiten einer Ausgrabung in den Stadtzentren vertraut. Auf der gegenüberliegenden Seite soll die Arbeit eines Restaurators in der Praxis dargestellt werden: Während der Aus-



2 FÜRSTENGRAB von Hochdorf. Der fein verzierte Hut aus Birkenrinde bei der Freilegung.



3 ZERBROCHENES Trinkhorn aus Eisenblech mit Goldblechstreifen in Fundlage.

stellung werden hier Gefäße ergänzt, Metallgeräte gereinigt und konserviert.

Der ungeduldige Besucher gelangt im Kuppelsaal endlich zu den Funden aus Hochdorf: Im Zentrum ausgestellt sind die bedeutsamen Funde, der Totenwagen, die Kline, der große Kessel. Wenn heute diese Gegenstände wieder ihr ursprüngliches Aussehen haben, wenn ihre Muster und Verzierungen wieder sichtbar sind, kann man sich kaum mehr vorstellen, wie zerdrückt und zerstört diese Funde geborgen wurden, welch unendliche Geduld und Mühe bei ihrer Konservierung notwendig waren, welch neue Methoden und Lösungen gefunden werden mußten, um den alten, ursprünglichen Zustand zu erreichen. Bewundern wird man vor allem die große Bronzekline mit den tanzenden Männern auf der Rückenlehne.

Um diese zentralen Gegenstände aus dem Grab sind folgende Fundgruppen ausgestellt: Das Zaumzeug und die Schirring der Zugpferde des Totenwagens, die persönliche Tracht des Toten und seine Ausstattung für die Aufbahrung, z. B. die herrlichen Goldfunde oder der bemerkenswerte Hut aus Birkenrinde. In zwei weiteren Sektionen folgt das Eß- und Trinkgeschirr, darunter die einzigartigen Trinkhörner. An den Wänden finden sich jeweils den verschiedenen Gegenständen zugeordnet ausführliche Erläuterungen über deren kulturhistorische Bedeutung und kleinere Fundobjekte aus dem Grab.

Hervorgehoben seien die botanischen Untersuchungen – ein Paradebeispiel für den Nutzen botanisch-archäologischer Zusammenarbeit: Die Untersuchung kleiner Reisigästchen unter der Kline erbrachte den Hinweis,



4 RESTAURIERUNG des großen Löwenkessels.

5 BRONZEPFERDCHEN vom Doppeljoch, die als Zügelführung dienten. Höhe ca. 4 cm.



daß der Tote zur Herbstzeit bestattet wurde. Überraschende Ergebnisse stammen auch von der Analyse des eingetrockneten Kesselinhaltes: Im rund 500 Liter fassenden Gefäß wurde ein hochprozentiger Honigmet aufbewahrt, dessen Honig aus einheimischer Sommertracht stammte. Bemerkenswert sind auch die Untersuchungen der im Grab geborgenen Textilien: Sie geben einen einzigartigen Einblick in die während der frühen Keltzeit an den Fürstenhöfen geübte Webkunst. Herrlich waren die vielfältigen, bunten Webmuster und

Stickereien; sie sind aber leider schlecht und nur in kleinen Fragmenten erhalten, so daß sie auf der Ausstellung nur in allerdings prächtigen Aquarellen gezeigt werden können.

Mehr soll aber nicht von dem verraten werden, was es alles vom Fürstengrab im Kuppelsaal zu sehen und zu bestaunen gibt! Im Weitergehen kann man dann in einem Videofilm noch einmal die spannendsten Augenblicke auf der Ausgrabung und bei der Konservierung der Funde erleben.

## Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie

Unter dem Eindruck der sensationellen Entdeckung in Hochdorf sollen aber andere Ausgrabungen des Landesdenkmalamtes nicht in den Hintergrund treten, die in ihren Methoden und Ergebnissen gleichfalls einzigartig sind und unsere Kenntnisse von der Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt verändern und vertiefen. An neun Grabungen wird dies erläutert, zugleich wird hier auch die enge und intensive Zusammenarbeit zwischen Landesarchäologen und Wissenschaftlern der verschiedensten Fachgebiete bereits schon auf den Grabungen und später bei deren Auswertung sichtbar – eine für alle Beteiligte fruchtbare Zusammenarbeit, da nur so viele kulturhistorisch wichtige Aspekte erkannt und geklärt werden können. Heute sind der Landesarchäologie eng verbunden u. a. die Paläobotanik, die Dendrochronologie, die Pollenanalyse, die Zooarchäologie, die Anthropologie, die Geologie, Sedimentologie und Bodenkunde sowie die Metallurgie, andere traditionsreiche Fächer, wie z. B. die Epigraphik oder die Klassische Archäologie, empfangen durch die Ausgrabungen neue Impulse. Umgekehrt ist aber die Kenntnis der von diesen Wissenschaftsdisziplinen angewandten Methoden für die Auswertung jeder Ausgrabung unentbehrlich.

Die Ausstellung kann in diesem Teil nur einen „Zwischenbericht“ geben: Keine der Ausgrabungen ist endgültig ausgewertet, teilweise sind die Funde noch nicht vollständig konserviert. Der Besucher erhält also einen

Einblick in die „Werkstatt des Archäologen“, erlebt den aktuellen Stand der Bearbeitung und Erforschung der Grabungen.

### *Ein Jagdplatz des Urmenschen*

Die Travertin- oder Sauerwasserkalkvorkommen bei Stuttgart-Bad Cannstatt wurden vor etwa 250 000 Jahren durch Mineralquellen abgelagert. Seit Generationen zählen sie zu den international bekannten Fossilfundstätten. Zudem ist es hier durch die Arbeit des Landesdenkmalamtes seit 1980 gelungen, den Nachweis der ältesten Begehung des Stuttgarter Raumes durch den Menschen zu erbringen. Durch genaue geologische und paläontologische Untersuchungen war es möglich, die früher hier herrschenden Umweltverhältnisse festzulegen. Danach bestand damals in diesem Raum ein fast tropisches, südliches Klima. Die Oberfläche der Travertinschichten lag zeitweise trocken und bildete Schlammümpellandschaften mit reichem Schilfbewuchs und artenreicher Tierwelt. In zwei Fundlagen des Travertins sind zahlreiche archäologische Spuren urmenschlicher Jagd, vor allem auf den Waldelefanten und den Rothirsch, nachgewiesen. Durch den geschlossenen Fund von Tierknochen und Arbeitsgeräten aus ortsfremdem Gestein sowie durch Zerlegungsspuren an Tierskeletten in eindeutiger Fundsituation ist diese urmenschliche Aktivität sicher belegt. Die Arbeitsgeräte waren einfache, schräg durchgeschlagene



6 SCHÄDELRESTE und abgeschlagene Geweihstangen vom Rothirsch, dabei liegt ein schweres Geröllwerkzeug; Travertinsteinbruch in Stuttgart-Bad Cannstatt.

▼ 7 FLECKLING, verzapftes Konstruktionselement eines jungsteinzeitlichen Hauses in Fundlage. Hornstaad-Hörnle I, Kr. Konstanz.

Gerölle, faustkeilartige Werkzeuge und Schaber. Die Ausgrabungen im Travertin sind außerordentlich schwierig, da sie an einer über 20 m hohen Felswand im Fortgang des Steinabbaus erfolgen müssen.

#### *Höhlen als Wohnplätze des Eiszeitmenschen*

Im „Geißklösterle“ bei Blaubeuren, rund 60 m über dem Tal der Ach, müssen die Archäologen seit 1973 Ausgrabungen durchführen, da die Höhle durch Wühlungen stark gefährdet ist. Hier finden sich im hinteren Teil der ursprünglich viel größeren Höhle die Spuren von frühen Jägergruppen aus dem Ende der letzten Eiszeit. In minutiöser Detailarbeit werden die Schichten abgetragen und alle Befunde und Funde dreidimensional eingemessen, das Erdreich wird auf feinste Partikel hin geschlämmt. Durch sedimentologische Untersuchungen wird der Frage nachgegangen, ob die Funde aus den oft nur wenige Zentimeter starken Schichten sich noch in primärer Lage befinden oder ob sie durch äußere Einflüsse, durch Bodenfließen und Frostaufbrüche, durch herabfallende Steine der Höhlendecke, durch Mensch und Tier, verlagert sind. Die in den verschiedenen Zeitstufen unterschiedlichen Werkzeugformen stammen meist aus dem Gravettien und dem Aurignacien, also aus einer Epoche vor rund 30 000 bis 25 000 Jahren vor heute. Als Rohmaterial der Geräte diente Silexgestein, Elfenbein und Geweih. Überraschend war die Auffindung von Elfenbeinperlen, an denen alle Stadien ihrer Herstellung gezeigt werden können. Die bemerkenswerteste Entdeckung im „Geißklösterle“ bilden wenige Zentimeter große Schnitzereien aus Mammutelfenbein, z. B. eine eindeutige Menschendarstellung in Halbreief mit emporgestreckten Armen. Diese Darstellung der Bet-Haltung ist ein wichtiger Ausdruck früher Religiosität. Weiter wurden noch drei aus Mammutelfenbein geschnitzte Figürchen eines Bären, eines Bisons und eines Mammut entdeckt. Diese Funde stellen die bis jetzt ältesten bekannten Zeugnisse für eine künstlerische Betätigung des Menschen dar! Durch Untersuchungen des Blütenstaubs, der Pollen, und der Knochenfunde aus den Sedimenten können das Landschaftsbild und die Lebensverhältnisse ge-

gen Ende der letzten Eiszeit auf der Schwäbischen Alb rekonstruiert werden, wo die Jäger in Kleinstgruppen in einer alpin-arktischen Umgebung lebten.

#### *Pfahlbauten – die ältesten Häuser in Seen und Mooren*

Die als „Pfahlbauten“ bekannten Siedlungen der Jungstein- und Bronzezeit an den Ufern des Bodensees und in den Seen und Mooren von Oberschwaben zählen zu den bedeutendsten archäologischen Denkmälern in unserem Land. Diese Pfahlbauten sind für den Archäologen wahre Schatzkammern: Hier haben sich Baukonstruktionen aus Holz und Funde verschiedenster Art, vor allem sonst kaum überlieferte Textilien, Holzgeräte, Nahrungsvorräte und zahlreiche botanische Reste, her-



8 ENTDECKUNG der Hirschfigur im Schacht der späteltischen Viereckschanze von Schmiden.



vorragend erhalten. Seit 1979 werden die Siedlungen systematisch erforscht, seit 1983 werden mehrere Siedlungen mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft umfassend ausgegraben. Ein Team von Archäologen und Naturwissenschaftlern untersucht die Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Umwelt in dieser frühen Phase der bäuerlichen Produktion von Nahrungsmitteln. Wertvolle Dienste leisten neben der Pollenanalyse und der Bestimmung der botanischen Großreste die Zooarchäologie und die Dendrochronologie. Durch die Untersuchung der Tierknochenfunde erhält man Auskunft über die Versorgung der Siedler mit Fleisch aus Viehhaltung, Jagd und über den Fischfang. Allgemein geben die Tierknochen Aufschluß über die Haustierhaltung und frühe bäuerliche Wirtschaftsformen. Bei der Dendrochronologie ist es faszinierend mitzuerleben, wie in den letzten Jahren und Monaten ein immer dichteres Netz sicherer Altersangaben durch die Jahrringdatierung der Holzfunde entsteht, das zum ersten Mal eine jahrgenaue, absolut-chronologische Datierung bronze- und jungsteinzeitlicher Siedlungen erlaubt.

#### *Gräber der Vorzeit*

Die Anthropologie ist der Vor- und Frühgeschichte seit über einem Jahrhundert eng verbunden. Sie beschäftigt sich mit den menschlichen Knochenresten von der Steinzeit bis ins Mittelalter. Die Arbeitsweisen der Anthropologie werden an den jungsteinzeitlichen Hockerbestattungen aus dem Gräberfeld „Viesenhäuser Hof“ bei Stuttgart-Mühlhausen und an anderen Exponaten demonstriert. Besonders wichtig ist die Altersbestimmung, die sich aus den Veränderungen am menschlichen Skelett ergeben. (Allgemein bekannt ist z. B. der Wechsel vom Milchgebiß zu den bleibenden Zähnen bei Jugendlichen.) Ferner kann an den Skeletten auch eine Geschlechtsbestimmung durchgeführt werden, welche dem Archäologen entscheidende Hinweise z. B. bei der Rekonstruktion einer Trachtsitte vermittelt. Über das persönliche Schicksal eines Individuums berichten die Untersuchungen von pathologischen und krankhaften Veränderungen am Skelett, so über eine

nicht verheilte tödliche Verletzung oder über eine arthritische Knochenwucherung an den Gelenken.

#### *Ein Handwerksbetrieb vor 3000 Jahren*

Bereits vor zwei Jahrzehnten wurde auf dem Breisacher Münsterberg bei einer Notbergung eine umgekehrt trichterförmige Grube von 2,4 m Tiefe aufgedeckt, die bis weit über ihre halbe Höhe mit zerdrückten Scherben und Gefäßen aus der Urnenfelderzeit (10. vorchristliches Jahrhundert) verfüllt war. Insgesamt konnten die Reste von fast 400 Gefäßen geborgen werden, die Fehlbrand und Ausschuß einer Töpferei bilden, die hier auf dem Münsterberg ihren Sitz hatte. Die Gefäße lassen sich in verschiedene Geschirransätze ordnen und besitzen die für jene Zeit reichen Ziernuster, deren weiße Einlagen oft noch erhalten sind. Die genaue Untersuchung der Gefäße hat erwiesen, daß diese auf der langsam rotierenden Töpferscheibe gedreht worden sind. Mittels Dünnschliffen, Materialproben und typologischen, formenkundlichen Vergleichen an den Formen und Mustern dieser Keramik wird sich ermitteln lassen, wieweit das Verbreitungsgebiet dieser Töpferei reichte. Belieferte sie nur die nächste Umgebung von Breisach oder war sie Lieferant für das ganze Gebiet des heutigen Breisgaues?

#### *Viereckschanze mit Brunnen – ein späteltisches Heiligtum*

Zwischen 1978 und 1980 mußte bei Schmiden, Stadt Fellbach, eine späteltische Viereckschanze von etwa 104 m Ost-West-Ausdehnung untersucht werden. Die interessantesten Befunde und Funde erbrachte ein wenig südlich der nördlichen Umgrenzung gelegener, über 20 m tiefer Schacht, der im Tagebau untersucht werden konnte. Er war bis in 19 m Tiefe holzverschalt. Immer wieder wurden in seiner Einfüllung dicke Pakete aus organischen, mistartigen Bestandteilen angetroffen. In einer Tiefe von 17 bis 18 m lagen zahlreiche Bauhölzer. Die größte Überraschung bildete aber auf der Schachtsohle die Entdeckung von drei Holzplastiken aus Eichenholz, von einem Hirsch und von zwei Ziegenböck-



9 „RÜSSELBECHER“ von Hüfingen aus gelblichgrünem, durchsichtigem Glas. In fränkischen Werkstätten des Rheinlandes im 6. u. 7. Jh. hergestellt.

ken. Diese Tierplastiken sind wohl ohne Übertreibung die bedeutendsten keltischen Tierdarstellungen und geben in ihrer ungewöhnlich künstlerischen Gestaltung und in ihrer Einzigartigkeit noch viele Rätsel auf. Durch dendrochronologische Bestimmungen konnte die Bauzeit des Schachtes genau auf das Jahr 123 v. Chr. festgelegt werden. Die Untersuchungen an den zahlreichen botanischen Resten erbrachten den sicheren Beweis, daß dieser Schacht als Brunnen und nicht als Opferschacht diente, wie meist für die in vielen spätkeltischen Viereckschanzen entdeckten Schachtanlagen vermutet wird. Ferner erlauben die botanischen Großreste eine genaue Darstellung der Umweltverhältnisse dieses Raumes in spätkeltischer Zeit.

#### *Ein Weihebezirk römischer Soldaten am Limes*

Osterburken gehört zu den großen römischen Kastellorten des vorderen obergermanisch-rätischen Limes, der um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. errichtet wurde. Bei Bauarbeiten in der Stadtmitte wurde 1982 zufällig ein großer römischer Weihebezirk entdeckt, der in der Folgezeit fast vollständig ausgegraben werden konnte. Dieser Weihebezirk wurde von den Soldaten ei-

ner Benefiziarier-Station angelegt, von Soldaten, denen die Überwachung der Straßen und Zollaufgaben an der Grenze übertragen waren. Obwohl seit langem aus dem ganzen römischen Reich viele Fundstellen mit Weihealtären der Benefiziarier-Soldaten bekannt sind, ist die Entdeckung eines Weihebezirkes bislang beispiellos. Über 30 Altäre mit Inschriften wurden in mehreren Reihen noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung angetroffen; sie waren entlang eines Weges auf einen tempelartigen Holzbau hin ausgerichtet. Die vorzüglich erhaltenen Altäre, bei denen teilweise noch die alte farbige Fassung erhalten ist, tragen lateinische Inschriften mit der Weihung an verschiedene Gottheiten und den Namen des weihenden Soldaten. Durch bestimmte Angaben in den Inschriften können die Altäre auf das Jahr genau datiert werden. Mit Hilfe der lateinischen Inschriftenkunde, der Epigraphik, wird es möglich sein, zum ersten Mal genau den administrativen Aufbau eines solchen Polizeipostens beschreiben zu können. Ferner ergeben sich aus den zahlreichen Götter- und Personennamen außerordentlich wichtige Hinweise zur Religions- und Bevölkerungsgeschichte. Die Holzbe-funde können teilweise dendrochronologisch datiert werden, botanische Untersuchungen erlauben eine genaue Rekonstruktion des Landschaftsbildes dieses Ortes am äußersten Rande des römischen Imperiums.

#### *Friedhöfe der Alamannen*

Bei Hüfingen konnten im letzten Jahrzehnt zwei alamannische Friedhöfe, ein großer Reihengrabfriedhof und ein kleinerer Adelsbestattungsplatz, untersucht werden, welche für die Besiedlung und die Sozialstrukturen in alamannischer Zeit von höchster Bedeutung sind. Die zugehörige, allerdings noch nicht entdeckte Siedlung setzt wohl die Tradition einer älteren, römischen Gründung fort, die an der Kreuzung zweier überregionaler Straßen entstanden war. Die bis jetzt annähernd 650 bekannten Bestattungen aus dem großen Reihengräberfriedhof zeigen anschaulich die starke soziale Schichtung der alamannischen Bevölkerung im 6. und 7. nachchristlichen Jahrhundert. Besonders abgehoben von den anderen Gräbern sind über 20 große Kammergräber aus Holz, deren außerordentlich reiche Beigaben eine Vorstellung von den Lebensverhältnissen alamannischer Adliger geben. Herrliche Trachtgegenstände verschiedenster Provenienz, aus dem langobardischen Italien, aus dem fränkischen, thüringischen und ungarischen Bereich, belegen die weitreichenden Handelsverbindungen und zeigen die standesgemäße Tracht der Adligen. Durch eine genaue Analyse der verschiedenen Grabbeigaben gelingt es, die Entwicklung und Gliederung eines alamannischen Friedhofes darzustellen. Auf dieser Basis kann die Wirtschafts- und Sozialgeschichte für diesen Raum in dieser Zeit nachgezeichnet werden. Bestimmte Indizien weisen auch auf den beginnenden Christianisierungsprozeß hin. Von nicht zu unterschätzendem Wert ist die dendrochronologische Datierung eines Kammergrabes auf das Jahr 606 n. Chr. Damit besitzen wir einen der wenigen absolut-chronologischen Fixpunkte für die Reihengräberzivilisation in unserem Land.

#### *Die mittelalterliche Stadt – ein Forschungsfeld der Archäologie*

Die archäologische Substanz in unseren Stadtkernen ist durch umfangreiche Sanierungs- und Neubaumaßnah-





10 AUSFORMUNG eines Kachelmodells mit dem Heiligen Konrad von Konstanz.

men akut und in großem Umfang gefährdet. Dem drohenden Verlust dieses „Geschichtsarchivs im Boden“ und seiner Zeugnisse begegnet die Stadtkernarchäologie durch aufwendige und technisch oft schwierige Untersuchungen in den mittelalterlichen Stadtzentren. Am

Beispiel der in den letzten Jahren in Freiburg und Konstanz durchgeführten Rettungsgrabungen wird deutlich, daß Stadtkernarchäologie das Wissen um die Geschichte einer Stadt, um die Lebensformen und um die Alltagskultur ihrer Bewohner, aber auch um die großen wirtschaftlichen Beziehungen erweitern kann. Dies zeigen z. B. die Produkte von hier ansässigen Handwerkern: In Konstanz von einem Töpfermeister und einem Drechsler von Gebetsperlen, einem „Paternosterer“, von Böttchern und Drechslern in Freiburg. In Verbindung mit Bild- und Schriftquellen kann ein neues Bild der Sozial- und Kulturgeschichte der städtischen Bevölkerung gewonnen werden. So gewähren etwa die Funde von Spielbrettern und Spielfiguren aus der Abortgrube des mittelalterlichen Eremiten-Klosters in Freiburg einen ergötzlichen Einblick in den Klosteralltag, der bisher kaum durch andere Quellen erschlossen werden konnte.

★

Das erste archäologisch beweisbare Auftreten des Menschen und die Grabungen in unseren Stadtzentren bilden den zeitlichen Rahmen für die Arbeit der Archäologischen Denkmalpflege. Jede Ausgrabung hat ihre für sie charakteristische Problematik und erfordert aufgrund der jeweiligen Gegebenheiten bestimmte Ausgrabungs- und Untersuchungsmethoden, die in der Ausstellung durch Funde, oft von hervorragender künstlerischer Bedeutung, und durch erläuternde Texte, Photographien und Graphiken dargestellt werden. Teilweise müssen diese Methoden und Lösungsschritte für die einzelnen Grabungen neu entwickelt werden. So kann von jeder Ausgrabung ein Innovationseffekt für die Archäologie und die beteiligten Nachbarwissenschaften ausgehen. Ziel und Ergebnis dieser vielfältigen Untersuchungen sind die Erschließung neuer Geschichtsquellen zu den verschiedensten Lebensformen des Menschen in der Frühzeit unseres Landes.

Wenn am 14. August 1985 die Ausstellung „Der Keltenfürst von Hochdorf – Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie“ eröffnet wird, dann werden nicht nur die Besucher, sondern auch alle, die über viele Jahre hin an den Ausgrabungen, deren Auswertung und mit den Vorbereitungen für die Ausstellung beteiligt waren, ausrufen: „Endlich ist es soweit.“

*Dr. Christoph Unz  
LDA · Referat Öffentlichkeitsarbeit  
Silberburgstraße 193  
7000 Stuttgart 1*

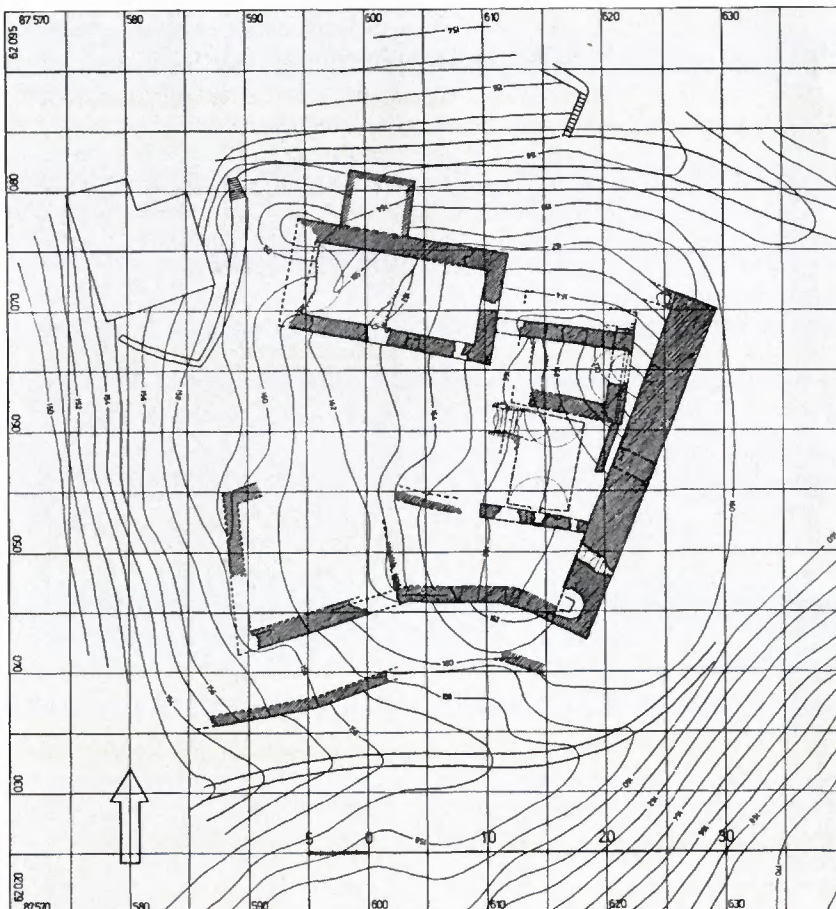
## Dietrich Lutz: Einige Bemerkungen zum Ruinenerhalt

Über die Bedeutung von Ruinen für Geschichtswissenschaft und anschauliche Geschichtsinformation wurde bereits so viel gesagt und geschrieben, daß dem hier nichts Neues hinzuzufügen ist. Dieser Beitrag soll auf methodische Grundfragen der Ruinensicherung beschränkt bleiben; wobei unter Ruinen dachlose Gebäudeteile mit noch aufrecht stehendem Mauerwerk verstanden werden. Rechtliche Fragen, solche zur Finanzierung und ähnliches bleiben bewußt ausgenommen, da erstere durch das Denkmalschutzgesetz und die darauf fußenden Bestimmungen geregelt sind, letztere jedoch von Fall zu Fall erörtert werden müssen.

Ruinen sind per definitionem etwas Zerfallendes und in Auflösung Begriffenes und dadurch allen Umwelteinflüssen in besonderem Maße ausgesetzt. Erhaltungsmaßnahmen an ihnen stehen vor der nahezu unlöslichen Aufgabe, Fallendem Halt und Verschwindendem Dauer geben zu müssen. Deshalb gehört der Ruinenerhalt mit zu den schwierigsten Problemen denkmalpfle-

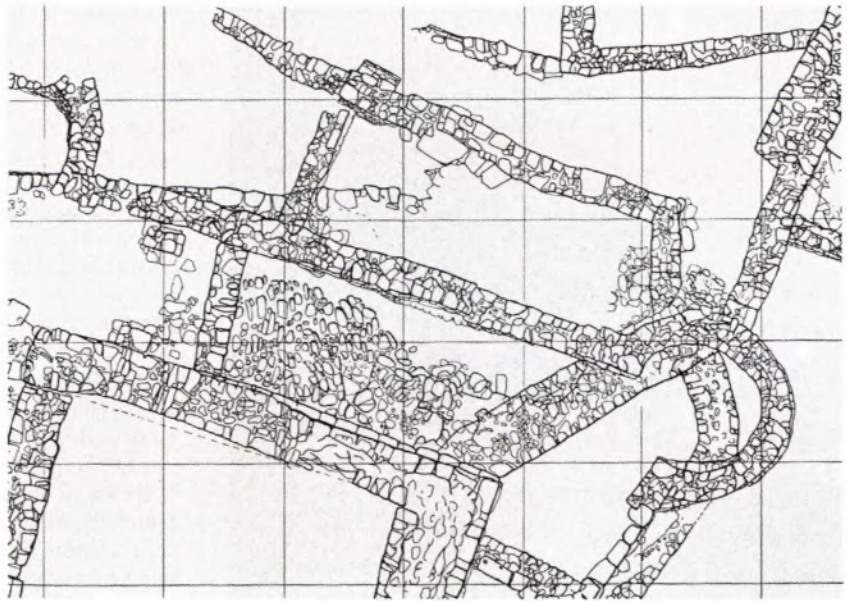
gerischer Arbeit. Da jede Ruine eine nach Geschichte, Topographie und Bauresten einmalige Situation darstellt, muß man folgerichtig feststellen, daß es „die“ schlechthin richtige Sicherungsweise für Ruinen nicht gibt, wohl aber Grundüberlegungen, an denen sich der Einzelfall orientieren kann.

Der Gedanke der Substanzerhaltung muß an erster Stelle stehen. Es geht darum, in der Regel hochrangige Geschichtszeugnisse möglichst unverfälscht der Nachwelt zu erhalten, ohne daß Anschauungs- oder Gefühlswerte darunter mehr als unvermeidbar leiden. Deshalb ist der von Baufachleuten gelegentlich zu hörende Vorschlag, das Ganze wieder aufzubauen und unter Dach zu bringen bautechnisch zwar möglicherweise richtig, aus der Sicht der Denkmalpflege jedoch für die Mehrzahl der Fälle unbrauchbar. Dies schon aus dem einfachen Grund, weil wir oft nicht wissen, was wir denn richtigerweise wieder aufbauen könnten. Damit sind wir bei der Frage, was oder welcher Zustand soll erhal-



1 BURGRUINE ZUZENHAUSEN, Rhein-Neckar-Kreis; Lageplan mit Höhenlinien und Eintrag der obertägig sichtbaren Mauerbefunde als Ausgangspunkt weiterer Planaufnahmen und Sicherungsüberlegungen. (Vgl. auch den Beitrag von G. Eckstein.)

2 **RUINE MANDELBERG** bei Böisingen, Gde. Pfalzgrafenweiler, Kr. Freudenstadt; unperiodisierter Ausschnitt eines Grabungsplanes mit Auftrag von Mauer- und Pflasterbefunden. Die Zeichnung verdeutlicht das oft komplizierte Neben- und Übereinander einzelner Bauperioden mit ihren teilweise bereits stark in Auflösung begriffenen zweischaligen Mauerresten.



ten werden. Beinahe alle heute als Ruinen in Erscheinung tretende Baureste haben vor ihrer Aufgabe oder Zerstörung eine mehr oder minder lange Entwicklung durchgemacht, die sich am übriggebliebenen Bestand in unterschiedlicher Deutlichkeit ablesen läßt. Diese Spuren sind integrierender Bestandteil des Denkmals und deshalb unbedingt zu erhalten. Jede nivellierende oder purifizierende Sicherung verfehlt ihren Sinn. Dabei kann es im Einzelfall nötig werden, z. B. auf ein bestimmtes Bauteil zu verzichten, doch kann dies erst nach sorgfältigem Prüfen und Abwägen geschehen.

Grundlage sowohl des Abwägungsprozesses als auch der Festlegung konkreter Maßnahmen kann nur eine detaillierte Bestandsaufnahme vor Beginn der Arbeiten sein. Es ist im Grunde genommen ein Unding, daß dies heute noch gefordert werden muß; jedoch zeigt die Praxis, wie selbst wichtigste Anlagen ohne vorherige und begleitende Dokumentation „restauriert“ werden. Der Umfang der Dokumentationsarbeit richtet sich nach dem Wert der Reste. Vgl. hierzu auch den folgenden Beitrag von G. Eckstein.

Aufgrund dieser Erhebungen kann man daran gehen,

3 **RUINE SCHAUBURG** bei Dossenheim, Rhein-Neckar-Kreis; Blick auf die ehemalige innere Umfassungsmauer mit Schildmauercharakter. Sie vereinigt beinahe alle typischen Schäden, die normalerweise an Ruinen auftreten: oberer Abschluß fehlt mit der Folge tiefgreifender Auflösungserscheinungen, Putz und Teile des Mörtels zwischen den Steinen sind ausgewaschen und einzelne Schallsteine ausgebrochen, im unteren Teil wurde die Mauer durchstoßen und Material nach außen in den Graben geworfen.





4 DIE SCHILDMAUER der Ruine Frundeck bei Horb-Ahldorf, Kr. Freudenstadt, mit besonders großen Steinblöcken in der feindseitigen Außenschale, ist bereits in voller Auflösung begriffen. Dies zeigen die überhängenden Steine ebenso wie der Schuttkegel am Fuße der Mauer und die herausbröselnde Zwischenfüllung.

ein Sicherungskonzept zu entwerfen, das gestaffelt nach dem Wert der zu erhaltenden Bauteile, der Klarheit für den nicht fachkundigen Besucher und der Bewahrung ruinentypischer Gefühlswerte (z. B. Bewuchs, Einbindung in die Umgebung usw.) angelegt sein sollte. Dabei wird es gelegentlich nötig sein, geringwertige Bauteile (z. B. einen einfachen Schuppen des 19. Jahrhunderts) zu entfernen und andere (z. B. die Umfassungsmauern eines Palas) etwas aufzumauern, um die Gewichte richtig zu setzen. Es erscheint mir wichtig, daß versucht wird, *alle* wesentlichen Teile einer Ruine zu zeigen, sofern dies vom Bestand her noch möglich ist. Dazu gehören: Umfassungsmauern, Türme, Tore, Gräben, Wohn- und Wirtschaftsbauten.

Auf keinen Fall dürfen Sicherungsmaßnahmen an einem Teil dazu führen, daß dadurch andere beschädigt oder gar beseitigt werden. Dies gilt besonders für die in der Erde steckenden Reste, die als archäologische Denkmäler grundsätzlich denselben Rang beanspruchen. Wir sollten uns stets vor Augen halten, daß jede Ruine neben dem aufgehenden Bestand auch einen unterirdischen hat, der für die Beurteilung des Ganzen oft von ausschlaggebender Bedeutung ist. Jede Maßnahme, die Bodeneingriffe zur Voraussetzung hat, kann demzufolge nur mit einer archäologischen Untersuchung beginnen, da andernfalls das Fleisch von den Knochen geschnitten und weggeworfen würde. Hierbei besteht stets die Notwendigkeit, Archäologie und Befundssicherung so zu koordinieren, daß die bauliche Sicherung der freigelegten Teile möglichst rasch erfolgt, keinesfalls aber über den Winter gezogen wird, da sonst

die Gefahr besteht, daß die vielfach mürben Reste beim ersten Frost nicht wieder gutzumachenden Schaden erleiden. An dieser Stelle besteht auch Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß Grabungen ohne wohlüberlegte Fragestellung, verbunden mit dem Willen zur Sicherung und Veröffentlichung des Befundes nach Abschluß der Feldarbeit heute ebenfalls nicht mehr denkbar sein sollten. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Ablesbarkeit der Baugeschichte, die auf keinen Fall beeinträchtigt werden darf. Das heißt, alle Teile, die für die künftige Erforschung einer Anlage von Belang sein können, müssen möglichst unverändert und beobachtbar erhalten werden.

Nach diesen Vorüberlegungen, die als die wichtigsten Voraussetzungen jeder Sicherung an Ruinen anzusehen sind, sollen einige Bemerkungen zur praktischen Arbeit vor Ort folgen. Es erscheint nur folgerichtig, mittelalterliche Bautechnik als Vorbild und Richtschnur aller Arbeiten zu nehmen, was nicht bedeuten muß, auf technische Hilfen zu verzichten, wo diese ohne Schaden für die Substanz eingesetzt werden können. Bei allen Arbeiten an Ruinen kann es sich nur um Reparaturen handeln; Neubaustandards anzustreben wäre ein völliges Mißverständnis der gestellten Aufgabe.

Bei hochaufragenden Mauern und Ruinen auf vorspringenden Felsklippen (wie z. B. auf der Schwäbischen Alb und manchen Teilen des Schwarzwaldes), wo der Absturz ganzer Mauerpartien zu befürchten ist, dürfen Statiker und Geologen nicht fehlen, damit die Tragfähigkeit des Untergrundes und der darauf stehenden Reste vor Arbeitsbeginn geprüft wird. Im Regelfall wird dies zwar nicht nötig sein, da die Mauern keine Lasten mehr zu tragen haben, doch wäre es unsinnig, einen großen Aufwand auf schwankendem Grund zu treiben.

Die eigentliche Arbeit beginnt damit, daß die zu sichernden Teile sorgfältig von Bewuchs befreit und Verunreinigungen entfernt werden müssen. Ebenso sollten lose Steinlagen (nach Dokumentation) abgenommen werden, sofern es nicht nötig und möglich ist, sie an Ort und Stelle zu festigen (z. B. alle Gewände etc.). Ist die Mauer gereinigt, kann mit dem Ausbessern begonnen werden, wobei Fehlstellen in der Außenschale und kleine Löcher relativ problemlos mit vorher im Ruinenbereich aufgesammelten Steinen ausgeflickt werden können, wenn man Schichtung und Erscheinungsbild des umgebenden Mauerwerks zum Vorbild nimmt. Schwieriger wird es, wenn Teile ergänzt (z. B. ausgebrochene Außenschalen) oder neu aufgeführt werden müssen. Zum einen fehlen meist geeignete Steine und zum anderen verstehen es heutige Handwerker vielfach nicht mehr, sie richtig zu versetzen.

Mittelalterliches Mauerwerk ist bei uns in aller Regel als Zweischalenmauerwerk aufgeführt, sofern nicht Ziegel verwendet wurden. Das heißt, die Außenseiten wurden aus mehr oder minder sauber zugerichteten Steinen meist lagenweise sozusagen als verlorene Schalung aufgeführt und danach der Zwischenraum mit unbearbeiteten Steinen gefüllt und mit Mörtel ausgegossen (Abb. 4 u. 7). Bei den frühen Burgen (etwa vor 1200) wurde dieses Füllmauerwerk meist in der Technik des seit der Antike bekannten „opus spicatum“ ausgeführt (Abb. 5 u. 6). Neue Teile müssen in Anlehnung an die alte Herstellungstechnik errichtet werden. Dies schon aus dem einfachen Grunde, weil wir nicht wissen, wie sich moderne Materialien und Techniken auf längere Sicht bewähren.

5 BRUCHSAL, ehem. Burg der Bischöfe von Speyer; Mauerrest im Fischgrätenverband (*opus spicatum*) in der Außenschale.



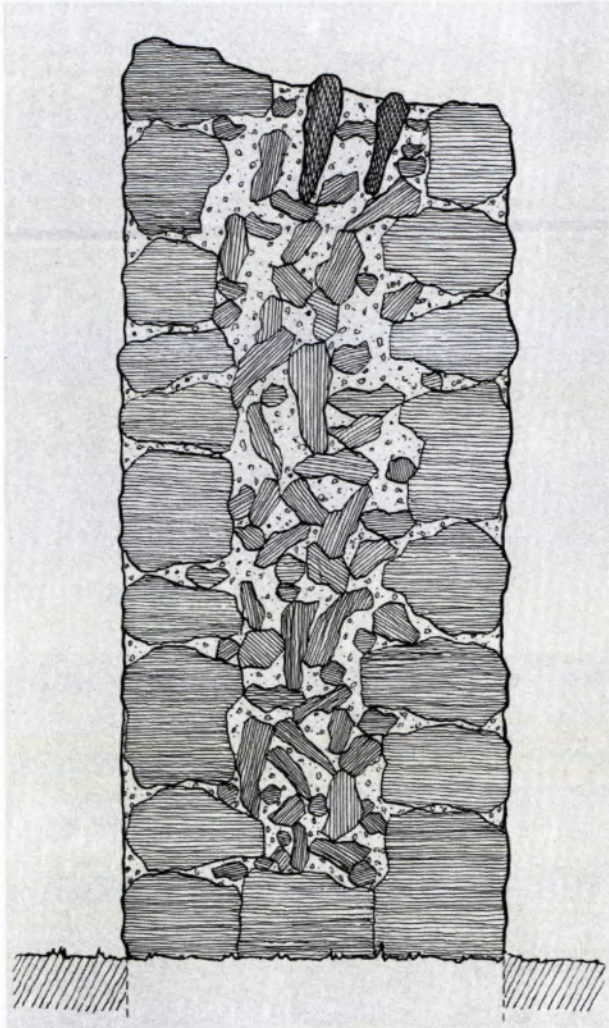
6 LANGENSTEINBACH, Gemeinde Karlsbad, Kr. Karlsruhe; sorgfältig gerichtete Außenschalen mit Zwischenfüllung im Fischgrätenverband.



Die größte Schwierigkeit vor Ort liegt oft darin, den Handwerker zu überzeugen, daß vieles von dem, was er seit dem 2. Weltkrieg gelernt hat, für diese Aufgabe nicht taugt. Das fängt mit dem Zurichten der Steine an, das von Hand und auf der Baustelle erfolgen sollte, und hört mit der Bereitung des richtigen Mörtels noch lange nicht auf. Im Bruch gesägte und vorgerichtete Steine eignen sich nicht einmal bei sehr exakt bossierten Steinen, wie wir sie z. B. in der Stauferzeit vielfach finden. Hier sind Steinhauer oder Steinmetze im Grunde unentbehrlich, wenn auch leider oft unerschwinglich. Für die Herstellung des Mörtels gilt Zement heute als unverzichtbar, obwohl die alten Rezepte das genaue Gegenteil beweisen. Soweit bekannt, wurde der Mörtel im Mittelalter aus auf der Baustelle abgelöschtem und eingesumpftem Kalk und weitgehend ungesiebttem Sand hergestellt. Das ergab je nach Kalkanteil einen mehr oder minder festen, relativ elastischen Mörtel, der in sich sehr lebhaft wirkte, da sowohl Sand als auch Kalkstücke und Teile der vom Brennen übriggebliebenen Holzkohle unterschiedlich grobe Körnung

aufwiesen. Ein gleichwertiger Mörtel ist heute nicht mehr herzustellen. Der Sand kommt meist fein gesiebt und der Kalk gemahlen, gelöscht und ohne Holzkohleanteile auf die Baustelle. Um wenigstens einen halbwegs angängigen Mörtel herstellen zu können, sollte man ungewaschenen Sand mit einer Körnung bis zu 20 mm und Kalk verwenden. Zur Verbesserung von Bindefähigkeit und Elastizität hat sich die Beimischung von Traßmehl gut bewährt. Das Mischungsverhältnis sollte etwa 5:1:1 betragen. Bei größeren Baustellen empfiehlt es sich nach wie vor, eine Kalkgrube anzulegen, wiewohl der heutige feingemahlene Kalk dem im Mittelalter verwendeten nur bedingt vergleichbar ist. Dennoch läßt sich mit diesem Rezept ein Mörtel herstellen, der einerseits einigermaßen den historischen Vorbildern entspricht und andererseits genügend Haltbarkeit erwarten läßt.

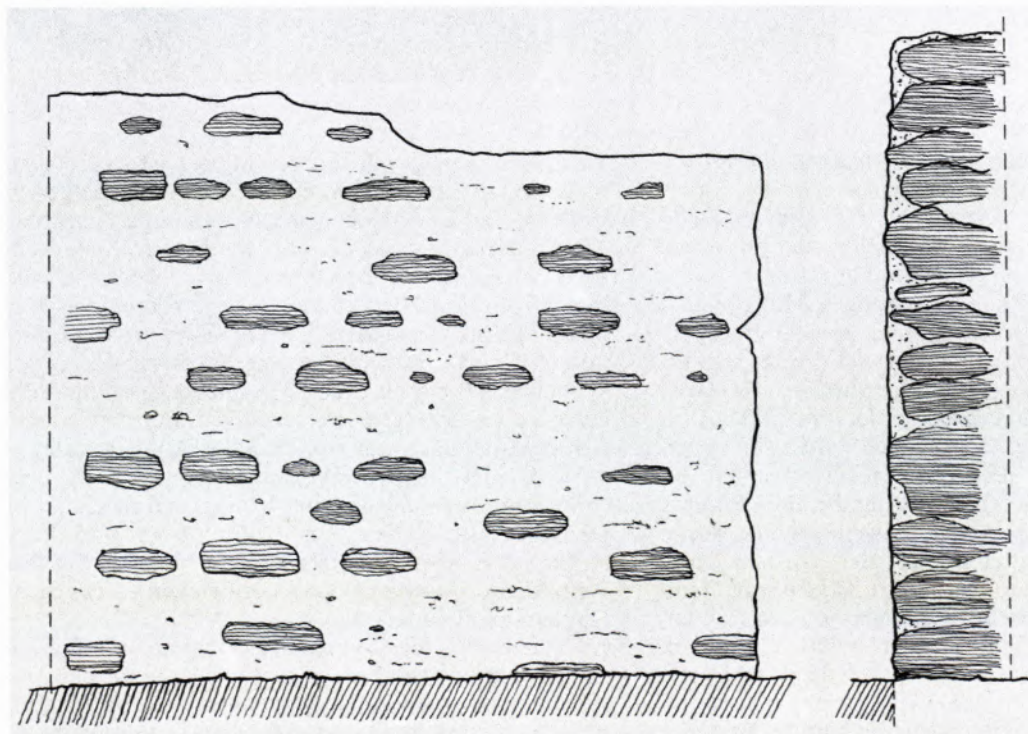
Die Außenhaut der Mauerteile bringt weitere Schwierigkeiten mit sich. Wir müssen annehmen, daß, mit Ausnahme des Buckelquadermauerwerks, im Mittelalter alle Mauern verputzt waren. Dieser Verputz ist im



7 **SNITTSKIZZE** durch eine Zweischalenmauer mit irregulärem Füllwerk. Bei der obersten Lage des Füllmauerwerks ist es wichtig, die Steine senkrecht einzubauen, damit sie besser halten, und die Oberfläche mit Gefälle zu versehen, daß das Wasser abläuft.

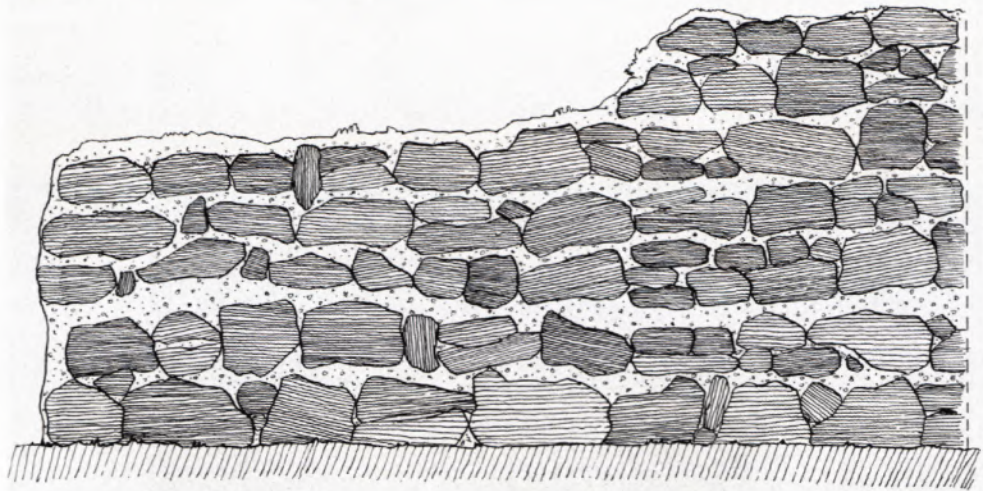


8 **SKIZZE EINER MAUERAUFSICHT** mit großen, unregelmäßigen Schalsteinen und vortretenden Steinen des Füllmauerwerks.



9 **MAUERAN- SICHT MIT SNITT**; die Steine der Außenschale sind weitgehend mit Mörtel überzogen und zeigen nur noch einzeln vortretende Köpfe. Dies kommt dem Charakter ehemals verputzten Mauerwerks am nächsten.

10 MAUERANSICHT  
mit gut erkennbaren La-  
gen des Schalenaufbaues.



Laufe der Zeit vielfach abgewittert, oft fehlt sogar der Mörtel zwischen den Steinen, so daß es erforderlich wird, die tiefen Fugen wieder zu schließen. Bei Ruinen hat das Verputzen der Wandflächen wenig Sinn, da die schützende Bedachung fehlt. Deshalb kommt meist nur Ausfugen in Frage. Hierzu müssen die Fugen sorgfältig ausgekratzt und von losem Material gereinigt werden (evtl. mit Preßluft). Auf keinen Fall sollte man sie jedoch aufhauen, schon gar nicht bei auf Preßfugen versetzten Quadern. Danach können sie mit demselben Mörtel geschlossen werden, wie er für die Mauerausbesserung verwendet wird. Es ist darauf zu achten, daß der Mörtel möglichst tief eingedrückt und fest mit den Steinen verbunden wird. Trockenes Mauerwerk sollte vorher angetzt werden, damit dem Fugenmörtel das Wasser nicht zu rasch entzogen und damit seine Haftfähigkeit vermindert wird. Da die Wandflächen ursprünglich meist überputzt waren, besteht kein Anlaß, die Steinkonturen kenntlich zu machen oder gar durch vertiefte Fugen hervorzuheben. Vielmehr ist es wohl richti-

ger, den Fugenmörtel in einer Art Verbandeltechnik wenigstens teilweise über die Steine zu ziehen (Abb. 9). Bei neu aufzusetzendem Mauerwerk müssen die Fugen gleichzeitig mit abgestrichen werden, um das Herausfallen des Fugenmörtels soweit als möglich zu verhindern. Etwa noch vorhandener Putz ist selbstverständlich zu erhalten, was bei qualitätvollen Resten die Beteiligung eines Restaurators erfordert.

Waren die bisherigen Arbeiten schon nicht einfach, so bereitet die Frage nach der richtigen Mauerabdeckung schier unlösbare Probleme, denn hier stoßen sich Ruinencharakter und Wunsch nach längerfristiger Haltbarkeit am heftigsten. Jede denkbare Lösung kann nur ein Kompromiß sein, der einmal mehr dem Ruinencharakter, ein andermal mehr der Dauerhaftigkeit Rechnung trägt. Charakteristikum ruinösen Mauerwerks ist – hervorgerufen durch oft jahrhundertelange Auswitterung – der unregelmäßige, meist zerklüftete obere Abschluß, der einerseits den Angriff von Witterungs- und Umwelteinflüssen und damit den beschleunigten Zer-

11 RUINE MAND-  
DELBERG bei Bösin-  
gen, Gde. Pfalzgraf-  
weiler, Kr. Freudenstadt;  
Blick auf den teilweise  
gesicherten Palas und  
noch ungesicherte Teile  
der Vorburg. Es wurde  
versucht, den Charakter  
des Mauerwerks zu zei-  
gen, wengleich der Ab-  
schluß noch etwas zu re-  
gelmäßig wirkt, Zustand  
1982.





12 EHEM. BARBARAKAPELLE bei Langensteinbach, Gde. Karlsbad, Kr. Karlsruhe, als Beispiel einer den Ruinencharakter berücksichtigenden Sicherung, Zustand 1971.

fall begünstigt, andererseits aber ganz wesentlich zum Bild einer Ruine beiträgt.

Das Ziel muß darin bestehen, die Abdeckung so auszubilden, daß kein zu gleichmäßig-gewollter Eindruck, keine „Bauratsruine“ entsteht, indem man in der Höhe etwa der erhaltenen Oberkante folgt, die Schalen verschieden hoch aufmauert (außen tiefer als innen, damit Wasser abfließen kann) und das Füllmauerwerk in etwa dem „opus spicatum“ des Mittelalters annähert (Abb. 7 u. 8). Es hat sich bewährt, für die letzte Lage besonders große Steine zu nehmen, die bereits durch ihr Gewicht besser aufliegen und dadurch einen stabileren Abschluß gewähren. Insgesamt ist ein Erscheinungsbild anzustreben, das annähernd dem entspricht, das beim Abtrag oder der Freilegung von Mauern entsteht (Abb. 11).

Bei manchen Burgen hat sich im Laufe der Zeit ein Polster von Magerpflanzen gebildet, das die Witterungseinflüsse mindert und bei sonst gesundem Mauerwerk als Schutz oftmals völlig ausreicht. In solchen Fällen wird man Eingriffe und Veränderungen tunlichst vermeiden, wie die Belassung eines möglichst „naturnahen“ Zustandes ohnehin erstrebenswert ist.

Die fortlaufende Dokumentation gehört zur selbstverständlichen Verpflichtung während der Dauer der Arbeiten. Zumindest eine Art Bautagebuch, in dem auftretende Befunde notiert werden, sollte geführt und durch Skizzen, Zeichnungen und Fotos ergänzt werden. Ebenso gehört es sich, erneuerte Bauteile entsprechend zu kennzeichnen (z. B. durch Einlegen eines Ziegelstreifens), wobei die eingehauene Jahreszahl nach wie vor

zu den sichersten Belegen zählt. Dagegen erscheint die in der Charta von Venedig verlangte Verwendung gänzlich anderer Materialien bei neu aufzusetzenden Teilen hier weniger günstig, da sie den Ruinencharakter zu sehr verfremden würde.

Es bedarf keiner besonderen Erläuterung, daß mit diesen Hinweisen nur Grundlinien aufgezeigt werden können, die in jedem Fall vor Ort überprüft und modifiziert werden müssen. Dabei sollte man stets vor Augen haben, daß jede Sicherungsmaßnahme mit Verlusten an Originalsubstanz verbunden ist, weshalb Zurückhaltung oft ein Mehr an Substanzerhalt bedeutet. In manchen Fällen wird letztlich durch Unterlassung aller Veränderungen unter Inkaufnahme mählicher Verluste dem Denkmal ein größerer Dienst erwiesen, als durch noch so gut gemeinte „Pflege“.

#### Literatur:

R. Pfister: Über Ruinen, in: Gg. Lill (Hrsg.), Praktische Denkmalpflege. Gesammelte Merkblätter des Bayer. Landesamtes für Denkmalpflege, München 1941, 38–40.

Richtlinien für die Erhaltung von Ruinen, Österr. Zeitschr. für Kunst und Denkmalpflege 8, 1954, 78–81.

K. Betzner, H. Namslauer: Sicherung von Mauerkronen massiver Wände, Merkblatt zur Technologie der Denkmalpflege (K 06), Beilage zu: Denkmalpflege in der DDR, 6, 1979.

Arx. Burgen und Schlösser in Bayern, Österreich und Südtirol, Heft 2/1984, zum Thema Burgruine.

Dr. Dietrich Lutz

LDA · Archäologie des Mittelalters

Karlstraße 47

7500 Karlsruhe 1



## Günter Eckstein: Bestandsdokumentation bei Ruinen

Im Jahr 1692 fielen Kloster und Schloß Hirsau einem Brand zum Opfer, den französische Truppen unter General Mélac gelegt hatten. Unmittelbar danach beauftragte Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg den Calwer Maler Johann Jacob Bock, die Ruinen zeichnerisch aufzunehmen. Offensichtlich überlegte sich der Herzog, ob er das ausgebrannte Jagdschloß wiederherstellen könne. Der Maler dokumentierte deshalb die vier Ansichten des Schlosses in sämtlichen Details einschließlich der Brandspuren. In zwei weiteren Abbildungen stellte er die Gesamtanlage von Süd und von Südwest dar. Diese sechs Gouachen sind heute Zeugnisse von unschätzbarem Wert. Sie zeigen uns trotz der Zerstörungen weitgehend den ursprünglichen Baubestand und führen uns gleichzeitig vor Augen, was davon bis heute übriggeblieben ist.

Wie bei nahezu allen Bauwerken aus dem Mittelalter gibt es auch vom Kloster und Schloß Hirsau keine Pläne aus der Zeit der Erbauung. Die einzige Darstellung vor der Zerstörung findet sich auf dem Zinnsarg des 1677 in Hirsau verstorbenen Herzog Ludwig Wilhelm von Württemberg. Einen ungefähren Eindruck vom Innenraum der Peter- und Paulskirche erhalten wir durch die Rötzelzeichnung von Johann Liefkoop d. Ä. von 1702. Trotz der Zerstörungen – die nördliche Mittel-schiffwand ist ganz eingestürzt – sind die Architekturformen ablesbar. Ein erster Grundriß von Kloster und Schloß stammt von Baumeister Georg Friedrich Mayer vom 13. November 1739. Alle weiteren Pläne und Zeichnungen sind Überarbeitungen, oder sie zeigen einen Zustand der Ruinen, der dem heutigen weitgehend entspricht. Das weitere Schicksal der Ruinen zeigt, daß die alten Aufzeichnungen immer größere Bedeutung gewinnen, auch wenn sie nicht mit der heute möglichen Genauigkeit und für ganz andere Zwecke angefertigt wurden.

Die Ruinen von Hirsau wurden bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts teilweise als Steinbruch benutzt, und die Kirche wurde dabei bis auf die Grundmauern abgetragen. Lediglich der nördliche Hauptturm, der sog. Eulenturm, blieb bestehen.

Die Marienkapelle wurde als evangelische Kirche eingerichtet. Vom Schloß konnten offensichtlich nur die Teile gehalten werden, die eine Nutzung garantierten. Sein Westflügel ist heute modern ausgebaut und besteht nur noch im Erd- und Kellergeschoß aus der Originalsubstanz.

Vor etwa 100 Jahren erwachten allmählich das Verständnis und die Bereitschaft, die noch vorhandenen Ruinen zu schonen und auch zu pflegen. Aber auch heute sind sie noch gefährdet.

Um welche Schäden handelt es sich hier, und was sind die Ursachen?

### Erosionsschäden

Durch das natürliche Wechselspiel von Sonne, Wind und Regen werden weiche Gesteinsarten wie Sandstein, vor allem aber Verputz und Mörtel, abgewittert.

### Schäden durch Ausgefrieren

Dringt Wasser durch Mauerfugen oder wegen ungenügender Abdeckungen durch die Mauerkronen in die Wände ein, kommt es bei starken Temperaturunterschieden von Frost- und Tauwechsel in den Wintermonaten zu Aussprengungen.

### Schäden durch Bewuchs

Die Wurzeln von Bäumen und Sträuchern dringen in das Mauerwerk ein und drücken die Steine auseinander.

### Schäden durch Luftverschmutzung

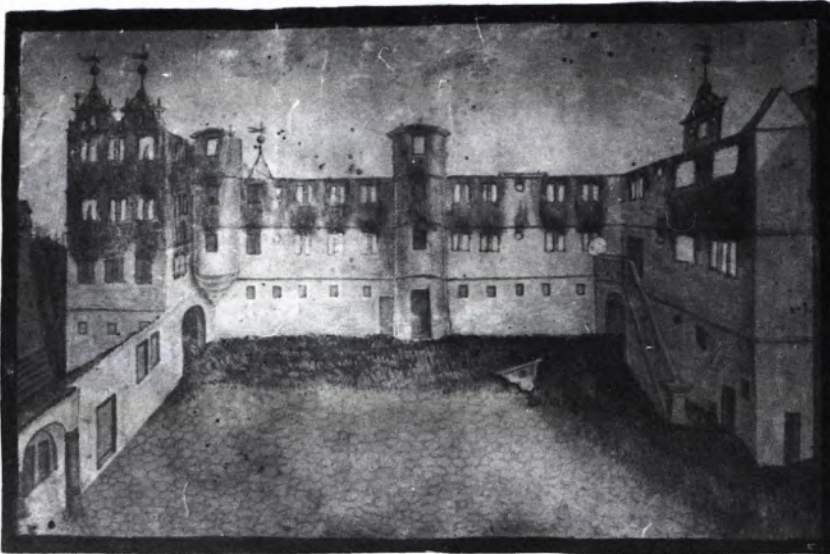
Durch die hohen Immissionsraten an Schwefeldioxid sind insbesondere Sandsteine mit kalkhaltigen Bindemitteln gefährdet (vgl. Beitrag Grunsky, Steinerfall, Nachrichtenblatt Heft 2/1984).

### Schäden durch menschliche Eingriffe

Unsachgemäße Umbauten oder Sanierungen sind gleichfalls nicht auszuschließen, ebenso mutwillige Zerstörungen.

Nicht alle Schadensursachen lassen sich in jedem Fall klar erkennen, oft entstehen Schäden erst aus der Summe von mehreren Ursachen. Eine Auswahl der in den letzten Jahren entstandenen Bauschäden an der Klostersruine Hirsau soll die Problematik verdeutlichen: Besonders gefährdet ist der Kreuzgangbereich mit den Maßwerkkonstruktionen. Die Schäden werden durch den Zerfall des Sandsteinmaterials verursacht. Die relativ dünnen Streben und Maßwerksteile verlieren dabei ihre statische Sicherheit und brechen heraus. In gleicher Weise gefährdet sind die noch vorhandenen Türen und Portale, die teilweise ohne Türsturz oder -bogen nicht mehr die nötige Versteifung haben. An mehreren Stellen der Ruine, z. B. am ehemaligen Karzer und im Bereich der Klosterküche, entstanden in den Wintermonaten Schäden durch Frostaussprengungen. Die östliche Außenwand des Kreuzganges, gegenüber der Marienkapelle, hat sich in den letzten Jahren immer weiter nach innen geneigt. Die Ostflügel des Schlosses ist durch die Instandsetzungen von 1960 und 1977 derzeit gesichert, dagegen bedarf der Zwischenbau einer Sanierung, um Schäden durch Bewuchs und Frost zu verhindern.

Diese Auszüge aus den Schadenskatalogen der letzten beiden Jahre machen deutlich, daß ständige Überwa-



1 HIRSAU, Ansicht des Schlosses gegen Süden. Gouache des Calwer Malers Johann Jacob Bock kurz nach der Zerstörung des Klosters von 1692.



2 HIRSAU, Darstellung des Klosters auf dem Zinnsarg des 1677 in Hirsau verstorbenen Herzogs Ludwig Wilhelm von Württemberg.

chungen und Bauunterhaltungsmaßnahmen bei einer Anlage dieser Größe notwendig sind. Es ist aber auch ersichtlich, daß heute, trotz laufender Konservierung, ein weiterer Verlust an Originalsubstanz nicht zu vermeiden ist. Es ist eine Aufgabe der Denkmalpflege, diese heute noch vorhandene Originalsubstanz sorgfältig, nach neuesten Erkenntnissen und modernsten Methoden zu dokumentieren.

Für die Betreuung der Klostersruine Hirsau, die weitgehend im Landesbesitz ist, sind heute das Staatliche Liegenschaftsamt Karlsruhe, Außenstelle Calw, und das Staatliche Hochbauamt Pforzheim, Außenstelle Calw, zuständig. Durch regelmäßige Ortsbegehungen werden entstandene oder sich abzeichnende Bauschäden erfaßt. Sicherungskonzepte werden in enger Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt erstellt.

Die Situation von Kloster Hirsau ist symptomatisch für viele Ruinen im Lande. Durch Unverständnis, Interesselosigkeit und Bequemlichkeit bei der Gewinnung von Steinmaterial wurden sie über Jahrhunderte nicht nur dem Zerfall preisgegeben, sondern z. T. regelrecht abgetragen. Heute erkennen wir zwar, welchen Wert diese steinernen Zeugen haben, gleichwohl ist die Gefahr des weiteren Zerfalls nicht gebannt, andere, früher nicht vorhandene Faktoren kommen beschleunigend dazu.

Eine fachgerechte Bestandssicherung kann aber nur erfolgen, wenn die baulichen Zusammenhänge und die chronologischen Abfolgen bekannt sind. Hinweise darauf geben bestimmte Merkmale wie Baunähte, unterschiedliche Materialien und Arbeitstechniken, vermauerte Tür- und Fensteröffnungen usw. Diese Merkmale gilt es bei einer Bestandsaufnahme zu erkennen und darzustellen. Bauliche Zusammenhänge lassen sich oft erst nach großräumigen und exakten Vermessungen erkennen.

Nicht zuletzt werden die Unterlagen einer Bestandsdokumentation bei der Planung, Ausschreibung, Kostenkalkulation, Bauausführung und der Abrechnung für eine Bestandssicherungsmaßnahme benötigt. Wichtig ist deshalb, daß die Dokumentationsunterlagen zu Beginn dieser Arbeiten vorliegen müssen. Nur dadurch ist es möglich, ein fundiertes Sanierungskonzept zu erstellen und einen rationellen Arbeitsablauf vorzuplanen.

Eine systematische und gründliche Erfassung aller Ruinen wäre notwendig, ist aber aus Zeit- und Kapazitätsgründen mit dem derzeitigen Personal beim Landesdenkmalamt unmöglich. Arbeiten zur Bestandsdokumentation werden in der Regel dann durchgeführt, wenn Sicherungsmaßnahmen bevorstehen. Daneben müssen akut gefährdete Bestände aufgenommen wer-

den. Pläne und Photos sind dann zusätzliche Argumente für die Notwendigkeit einer baldigen Sicherung.

Bei der Vergabe von Aufträgen an Architektur- oder Vermessungsbüros ist darauf zu achten, daß sie die nötige Erfahrung in der genauen Erfassung historischer Bausubstanz haben. Vielfach fehlt es auch an der entsprechenden Geräteausstattung, was durch eine Zusammenarbeit zwischen Landesdenkmalamt und den verschiedenen Büros ausgeglichen werden kann. Hier wurde an mehreren Fällen bereits eine richtungweisende Zusammenarbeit praktiziert; geodätische oder photogrammetrische Arbeiten wurden vom Referat Photogrammetrie des Landesdenkmalamtes erstellt. Darauf aufbauend konnten die notwendigen Handvermessungen, durch die Vorgaben meßtechnisch abgesichert, von freiberuflichen Bearbeitern rationell weitergeführt werden.

Eine umfassende Bestandsdokumentation besteht aus mehreren, in der Thematik und der technischen Ausführung unterschiedlichen Teilen:

- Erstellung von topographischen Plänen und Bauaufnahmen in Form von Ansichten, Grundrissen und Schnitten.

Einmeßverfahren sind geodätische Vermessungen, photogrammetrische Vermessungen mit Luft- oder terrestrischen Aufnahmen und Handvermessungen. Neben den zeichnerischen Darstellungen werden Zahlenangaben in Form von Maßketten oder Meßwerte für statische Berechnungen benötigt.

- Photogrammetrische Dokumentation

Photogrammetrische Vermessungen beinhalten schon die Photodokumentation. Darüber hinaus werden Übersichtsaufnahmen und Detailaufnahmen benötigt.

- Baubeschreibung einschließlich Schadensermittlung.
- Fallweise Untersuchungen von Restauratoren.
- Auswertung alter Schrift- und Bildquellen.

Die Aufstellung zeigt, daß für eine wissenschaftliche Gesamtdokumentation Ergebnisse aus verschiedenen Fachdisziplinen vorliegen müssen.

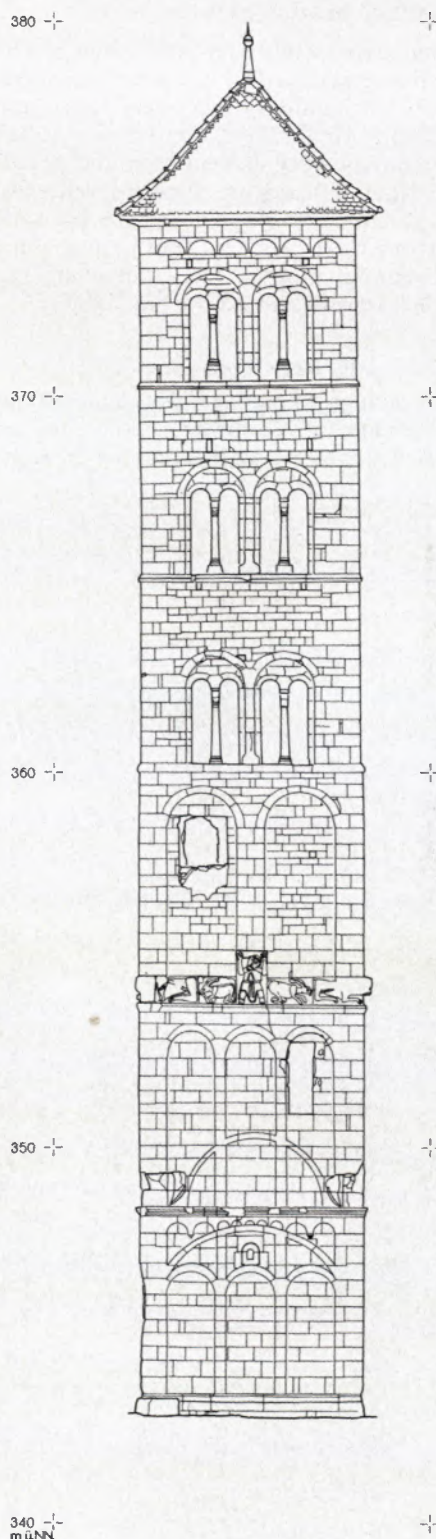
Die anschließend aufgeführten Bearbeitungsbeispiele befassen sich in erster Linie mit der meßtechnischen und photographischen Dokumentation. Die einzelnen Objekte sind nach Art, Größe und Erhaltungszustand so unterschiedlich, daß für sie kein einheitliches Rezept einer Bestandsdokumentation gegeben werden kann. Für jedes Objekt mußte eine von der Bearbeitungstechnik her sinnvolle und von den Erfordernissen her notwendige Lösung gefunden werden.

#### *Kloster Hirsau, Kreis Calw*

Von der Klosterruine Hirsau liegen bisher keine Planunterlagen vor, auf denen man eine sinnvolle Pflege und Sicherung aufbauen kann. Weiterhin ist es dringend notwendig, alle bisher am Ort vorgenommenen Grabungen aufzuarbeiten und neue, im Zuge der Erhaltungsarbeiten erforderliche, vorzubereiten. Deshalb begann im Frühjahr 1983 das Referat Photogrammetrie beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, die Anlage systematisch aufzunehmen.

Der erste Schritt war eine umfassende Neupolygonierung mit Anschluß an das Landesnetz. Danach wurden das aufgehende Mauerwerk der Ruinen sowie die Ansichten der bestehenden Gebäude photogrammetrisch aufgenommen. Die ca. 200 Stereoaufnahmen wurden

mit weiteren 100 Detail- und Übersichtsaufnahmen zu einer Photodokumentation zusammengefaßt. Alle Aufnahmen sind als Glasnegative im Format 9 × 12 cm archiviert. Die geodätischen Arbeiten wurden mit der Einmessung eines topographischen Lageplans fortgesetzt. Gleichzeitig erfolgte das Einmessen der notwendigen Paßpunkte für die photogrammetrischen Aufnahmen.



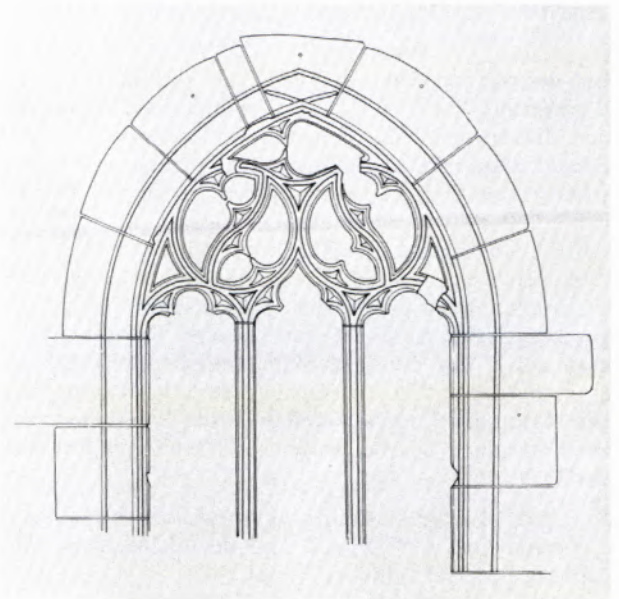
3 HIRSAU, Südansicht des Eulenturmes. Die photogrammetrische Auswertung erfolgte im Originalmaßstab 1 : 50.

men. Der topographische Plan, gezeichnet im Maßstab 1 : 100, stellt die Ruineteile detailliert, in Form einer Bauaufnahme dar, die bestehenden Gebäude zeigen nur die Umrisse. Originalplan und die Verkleinerung auf den Maßstab 1 : 250 liegen in zwei Versionen, als Lage- und Höhenplan und nur als Lageplan, vor. Die photogrammetrisch aufgenommenen Ansichten wurden als Bestandspläne im Maßstab 1 : 50 umgezeichnet. Details, wie z. B. Maßwerkfenster, erlauben jedoch auch die Auswertung bis zum Maßstab 1 : 10.

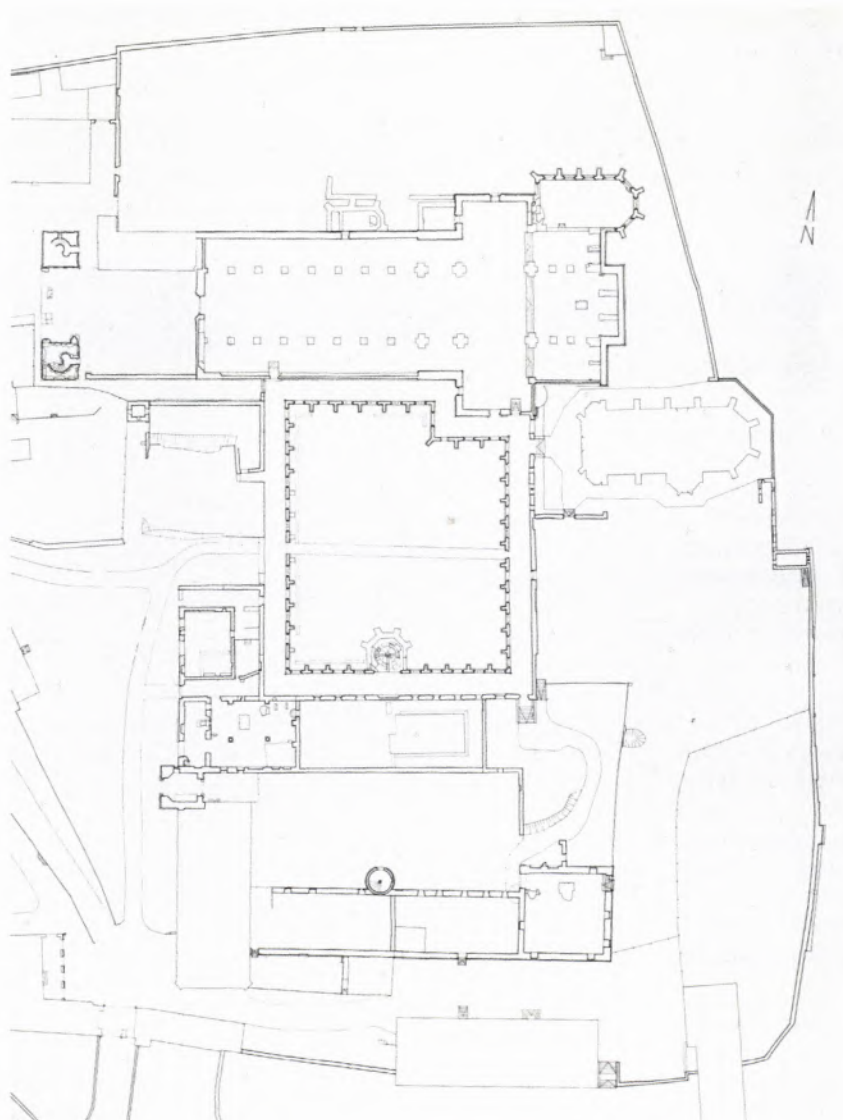
In Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Hochbauamt Pforzheim, Außenstelle Calw, werden die bestehenden historischen Gebäude systematisch mit Grundrissen und Schnitten erfaßt. Dabei werden die Außenkonturen photogrammetrisch eingemessen und anschließend wird per Handmessung im Inneren weitergearbeitet. Als erstes Gebäude wurde so die ehemalige Amtsschreiberei dokumentiert, wo neue Büroräume für das Finanzamt benötigt werden. Die Umplanung kann nun auf einer exakten Bestandsaufnahme basieren.

#### *Kloster Frauenalb, Kreis Karlsruhe*

Die Klosteranlage Frauenalb weist eine sehr wechselhafte Geschichte auf. Der heute sichtbare Bestand wurde nach Abbruch der Vorgängerbauten im Konventbe-



reich ab 1696 neu errichtet, die Kirche wurde 1733 geweiht. Nach der Säkularisierung um 1804 wurden in der Kirche und den übrigen Gebäuden Fabrikanlagen



▲ 4 HIRSAU, Maßwerkfenster mit Beschädigungen an der westlichen Seite des Kreuzganges. Photogrammetrische Auswertung im Originalmaßstab 1 : 10.

5 HIRSAU, Grundriß des Kernbereichs. Neuaufnahme mit geodätischen Meßmethoden 1984, Originalmaßstab 1 : 100.

eingerrichtet, wobei Produktionsarten und Besitzer mehrfach wechselten. In der Folgezeit dezimierten vier Brände den Baubestand, der letzte von 1853 ließ nur noch die heute sichtbaren Ruinen übrig.

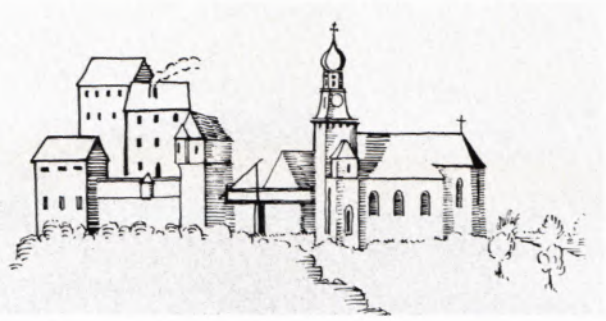
Die Anlage befindet sich jetzt im Besitz einer Stiftung, an der verschiedene Gemeinden und der Landkreis Karlsruhe teilhaben. Seit 1958 gibt es Bemühungen, die Ruine zu sichern, die sich aus Geldmangel immer wieder verzögerten, so daß die Kirchenruine schließlich für Besucher gesperrt werden mußte.

Um ein überlegtes Instandhaltungskonzept aufstellen zu können, mußten zunächst zuverlässige Planunterlagen erarbeitet werden. Deshalb wurde im Frühjahr 1979 die gesamte Anlage photogrammetrisch aufgenommen. Zunächst wurde die Westfassade mit den beiden mächtigen Türmen ausgewertet und im Maßstab 1 : 25 gezeichnet. Durch photogrammetrische Profilmessungen wurde festgestellt, daß sich der zwischen den Türmen eingespannte geschwungene Giebel im oberen Bereich um 10 cm nach außen neigt (vgl. Beitrag Huth, Nachrichtenblatt Heft 4/1982).

Die Instandsetzungsarbeiten an den Türmen sowie die statische Sicherung erfolgten 1980/81. Die Sicherung des Kirchenschiffes konnte erst 1983 in Angriff genommen werden. Zuvor wurden von den Außen- und Innenwänden des Schiffes Bestandspläne im Maßstab 1 : 50 photogrammetrisch gezeichnet. Zusätzlich wurde ein topographischer Plan mit einem detaillierten Ruinengrundriß im Maßstab 1 : 100 erstellt.

#### Ehemalige Schloßkirche Straßberg, Zollern-Alb-Kreis

Auf einem Felsvorsprung oberhalb Straßbergs, etwa 90 m über der Talsohle, liegt die Burg Straßberg, die im Kern auf das 12.-13. Jahrhundert zurückgeht. Diese hervorragend erhaltene Burg befindet sich heute in Privatbesitz und wird vom Eigentümer selbst bewohnt. Im Vorhof der Burg befand sich die 1635-1650 erbaute Schloßkapelle. Sie wurde 1745 abgebrochen und das Baumaterial für den Neubau des Amtshauses verwendet.

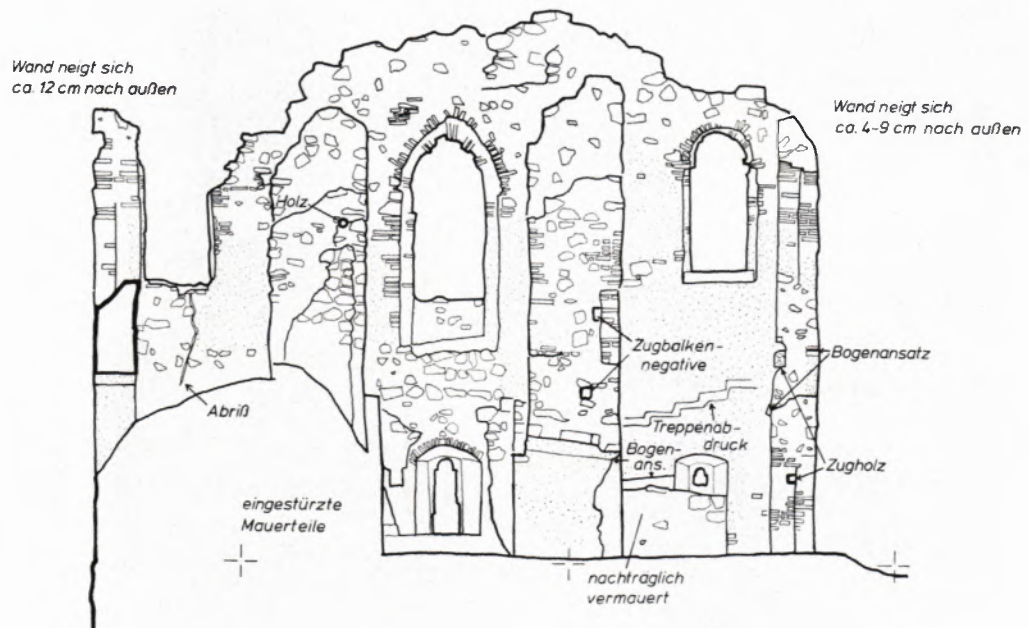


6 STRASSBERG, Ausschnitt aus dem von Jo. Ca. Kohler gemalten Hochaltarbild in der Pfarrkirche von Straßberg, nachgezeichnet von P. Tuilo Gröner. Links die Burg, noch um 1,5 Stockwerke höher als heute, rechts daneben die 1745 abgebrochene Schloßkirche.



7 STRASSBERG, Aufnahme von 1890 mit den Resten der Kirchenruine, im Hintergrund das Schloß. Der Kirchturm ist bis auf eine Höhe von ca. 10 m über dem Sockel noch voll erhalten.

8 STRASSBERG, photogrammetrische Auswertung der Innenseite der Ruinenwestwand mit Befundinterpretation. Der Turm, von dem nur noch die Westseite steht, zeichnet sich durch die beiden mittleren Mauerabbrüche ab.





9 ZUZENHAUSEN, *Blick auf den Palas. Die Eckquader sind von unten her bis auf eine Höhe von 8 m herausgebrochen, desgleichen fehlen sämtliche Fenster- und Türleibungen. Die im Vordergrund noch sichtbare Mauer löst sich auf und dürfte in wenigen Jahren nicht mehr erkennbar sein.*



10 ZUZENHAUSEN, *Innen-  
seite der Schildmauer mit ange-  
bauer Gebäudewand. An meh-  
reren Stellen ist die Mauerschale  
ausgebrochen. Die Ruine ist  
nicht nur in ihrer Substanz be-  
droht, sie ist auch durch sich los-  
lösende Steine gefährlich für Be-  
sucher und spielende Kinder.*

det. Bestehen blieben Reste des Turmes und die beiden seitlichen Turmanbauten.

Bei einer Ortsbesichtigung zeigte sich die Ruine Ende 1983 in sehr schlechtem Zustand, der befürchten ließ, daß in den Wintermonaten Fensterbögen und weitere Mauerteile einstürzen würden. Kurz vor Wintereinbruch wurden deshalb noch photogrammetrische Aufnahmen für die Dokumentation des Ist-Zustandes hergestellt. Im Sommer 1984 konnte mit den Sicherungsarbeiten an der Ruine begonnen werden.

Eine Aufnahme um 1890 zeigt, daß der Turm noch bis auf Fensterhöhe erhalten war. Bei der Bauaufnahme 1984 waren nur noch die Westwand und Maueransätze erhalten. Die Fundamente der Ostseite des Turmes waren unter eingestürzten Mauerteilen verdeckt. Erst nachdem im Verlauf der Sicherungsmaßnahmen die Ruine vom Bauschutt ausgeräumt wurde, konnten diese Teile mitdokumentiert werden. Gezeichnet wurden sieben Ansichten und Schnitte und ein Grundriß. In eine Kopie der Ansichten und Schnitte wurden Wandneigungen und bautechnische Besonderheiten als zusätzliche Dokumentation der Schäden eingetragen.

#### *Burgruine Zuzenhausen, Rhein-Neckar-Kreis*

Die Ruine Zuzenhausen ist eine der wenigen größeren und relativ gut erhaltenen Burgen des nördlichen Kraichgaues. Herausragend ist die mächtige Schildmauer, die Ende des 13. bis Anfang 14. Jahrhunderts zu datieren ist. Bei einer Breite von 30 m und einer heutigen Höhe von ca. 20 m weist sie eine Stärke von 3,50–3,80 m auf. An ihr sind über größere Flächen die Steine der Mauerschale ausgebrochen. Da die Mauerkrone nicht abgedichtet ist, beschleunigte sich der Verfall in letzter Zeit erheblich. Die ehemaligen Wohngebäude befinden sich gleichfalls in einem desolaten Zustand.

Um den fortschreitenden Zerfall aufzuhalten, wären sofortige Bestandssicherungsmaßnahmen notwendig. Da nicht absehbar ist, wann dies erfolgen kann, wurde zumindest der Bestand in einer Dokumentation 1983 festgehalten. Ein Sanierungskonzept kann jetzt mit Hilfe der Pläne kurzfristig erstellt werden.

Die topographische Geländeaufnahme und das Zeichnen eines Grundrisses wurden an einen freiberuflichen Bearbeiter vergeben (vgl. Beitrag D. Lutz, Abb. 1), die photogrammetrische Dokumentation einschließlich des Umzeichnens von sieben Ansichten und Schnitten übernahm das Landesdenkmalamt. Erst diese Vermessungen und Zeichnungen zeigen, welches Ausmaß die Schäden angenommen haben und wie ihre Ursachen zu erklären sind.

#### *Burgruine Freudenberg, Main-Tauber-Kreis*

Die architekturhistorische Besonderheit der Burg Freudenberg ist in der Konzeption der Kernanlage zu sehen. Der 1195 errichtete mehrgeschossige mit Kampfplattformen versehene Bergfried bildet mit den anschließenden mit Wehrgang versehenen Schildmauern eine fortifikatorische Einheit. Die Wohngebäude wurden um 1361 errichtet. Ende des 15. Jahrhunderts wurde die Anlage um die Vorburg erweitert, von der aus zwei Schenkelmauern bis nach Freudenberg hinunterziehen. Wahrscheinlich wurde die Burg 1631 bei der Okkupation durch die Schweden zerstört. Ihre Funktion ist heute noch recht gut ablesbar, obwohl der Vergleich der Planaufnahmen von 1894 für die Kunstdenkmäler



11 ZUZENHAUSEN, photogrammetrisch gezeichnete Ansicht der Gebäudewand mit Schnitt durch die Schildmauer. Wasser dringt durch die Mauerkrone ein, und bei Frost- und Tauwechsel werden in den Wintermonaten Steine aus dem Mauergefüge herausgesprengt. Durch die exakte photogrammetrische Vermessung wird das Ausmaß der Schäden, insbesondere im oberen Teil der Schildmauer, aufgezeigt.

des Großherzogtums Baden mit dem heutigen Bestand zeigt, daß in der Zwischenzeit erhebliche Verluste hingenommen werden mußten.

Im Frühjahr 1980 wurde die gesamte Anlage durch Luftaufnahmen erfaßt. Aus diesen photogrammetrischen Senkrechtaufnahmen wurden zwei Planvarianten gemessen und gezeichnet. Der topographische Plan im Maßstab 1 : 250 zeigt das ganze Areal, einschließlich der Schenkelmauern bis zur Stadt Freudenberg, mit Höhenlinien. In der zweiten Version wurde ein detaillierter Grundriß des Kernbereiches im Maßstab 1 : 125 erstellt (vgl. Lutz, Archäologie des Mittelalters, Nachrichtenblatt Heft 2/1983). Als herausragende Teile der Burg wurden aus terrestrisch-photogrammetrischen Aufnahmen die Südwestseite des Bergfriedes und der Giebel des Palas im Maßstab 1 : 25 gezeichnet. Die weitere photogrammetrische Erfassung und Umzeichnung des aufgehenden Mauerwerks wäre zwar wünschenswert und notwendig, konnte aber zu dieser Zeit nicht durchgeführt werden. Statt dessen wurde die gesamte Anlage umfassend mit ca. 75 Übersichtsaufnahmen in 9×12-cm-Format und ca. 180 Detailaufnahmen im Kleinbildformat photographisch dokumentiert. Auf der Grundlage dieser Pläne und Photos konnte das Referat Archäologie des Mittelalters den oberirdisch sichtbaren Bestand untersuchen. Bei dieser archäologischen Prospektion wurden die Baubefunde analysiert, den entsprechenden Bauphasen zugeordnet und beschrieben.

Im Jahr 1983 stürzten an der nordöstlichen Schildmauer Teile eines Treppenturmes ab. Dies zeigte den inzwischen eingetretenen Grad der Gefährdung sehr deut-



12 FREUDENBERG, *Bergfried mit angrenzenden Schildmauern, gezeichnet 1894, aus „Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden“. Die Zinnen auf dem Turm und den Schildmauern sind noch deutlich sichtbar.*

13 FREUDENBERG, *Aufnahme im Frühjahr 1983, Innenseite der östlichen Schildmauer. Deutlich erkennbar ist der Treppenturmansatz.*



14 FREUDENBERG, *Aufnahme im Frühjahr 1984. Die Treppenturmreste sind abgebrochen. Das Photo von 1983 besitzt bereits nach einem Jahr dokumentarischen Wert.*







15 FREUDENBERG, Aufnahme von 1983. Der untere Teil des Turmes ist von Efeu überwuchert. Die Zinnen auf den Schildmauern sind nicht mehr erkennbar. Nur von der Mauerkrone aus lassen sich Reste des Wehrganges nachweisen.

lich. Eine örtliche Bürgerinitiative begann daraufhin im Bereich der Mauern Sträucher und Bäume zu fällen und die Mauern selbst vom Bewuchs zu befreien. Da jetzt aber ungehindert Wasser in Mauerfugen- und Kronen eindringen kann, muß umgehend mit Sicherungsarbeiten begonnen werden, um einen weiteren Zerfall zu verhindern.

*Literatur:*

Karl Greiner: Hirsau, seine Geschichte und seine Ruinen. Ausgabe 1983.



16 FREUDENBERG, Aufnahme von 1984. Der Turm und das Gelände sind vom Bewuchs befreit. Es zeigt sich, daß die ersten beiden, Ende des 12. Jahrhunderts erbauten Stockwerke des Turmes noch recht gut erhalten sind. Lediglich der Ende des 15. Jahrhunderts errichtete Aufsatz weist Mauerausbrüche und einen klaffenden Riß an der Nordseite auf.

Wolfgang Irtenkauf, Bernhard Dengler: Hirsau als Zentrum benediktinischen Wirkens einst und jetzt. Jahrbuch des Landkreises Calw 1982/83.

Hans Huth: Sicherungs- und Erhaltungsarbeiten an der Ruine Frauenalb 1958-1974. Badische Heimat 1977, Heft 2.

Walter Grenzmer: Die Kunstdenkmäler Hohenzollerns, 1948.  
Franz Xaver Kraus: Die Kunstdenkmäler des Grossherzogthums Baden, 1896.

Günter Eckstein

LDA · Referat Photogrammetrie

Mörikestraße 20

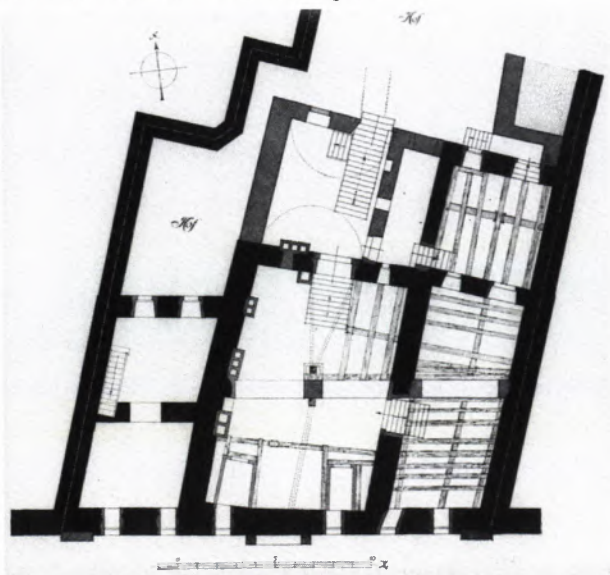
7000 Stuttgart 1

## Leo Schmidt: Kellerkartierung und Hausforschung in Freiburg i. Br.

Bei der Denkmalerfassung in mittelalterlichen Stadtkernen ist zunächst bei jedem Haus, soweit es nicht ganz offensichtlich ein völliger Neubau der letzten Jahrzehnte ist, davon auszugehen, daß es sich um ein Kulturdenkmal handeln könnte – und zwar ungeachtet des äußeren Eindrucks der Architektur und des Vorhandenseins gestalterischer Qualitäten. Dieses zunächst extrem klingende Postulat ist aber eine Konsequenz, die jüngst wieder aus Erfahrungen von Denkmallisten wie Freiburg/Altstadt, Rottweil/Kernstadt und Untersuchungen im Sanierungsgebiet Konstanz/Fischmarkt gezogen werden muß. Nur durch Innenbesichtigung aller dieser in Frage kommenden Häuser und durch begleitende stadtbaugeschichtliche Forschung ist es möglich, die Informationen zu erheben und die Kriterien zu erarbeiten, die im einzelnen die Denkmaleigenschaft begründen. Die Inventarisierung muß auch verschwundene Bausubstanz in ihre Arbeit einbeziehen, nämlich dann, wenn z. B. existierende Bausubstanz aufgrund ihrer Aussagekraft für eine verschwundene Gesamtstruktur den Rang eines Kulturdenkmals erhält.

Ein konkretes Beispiel ist die Kellerkartierung und Hausforschung in der Freiburger Altstadt, die in Zusammenarbeit mit der Archäologischen Denkmalpflege/Archäologie des Mittelalters und seit Beginn des Jahres 1985 auch mit einem von der Stadt Freiburg eingestellten Bauforscher betrieben wird. Dieses Forschungsprojekt beschäftigt sich mit einem mittelalterli-

1 KELLERGRUNDRISS des Hauses Salzstraße 17 (1944 zerstört). Die Kellerstruktur macht deutlich, daß der Bau aus mehreren älteren Teilen zusammengesetzt ist.



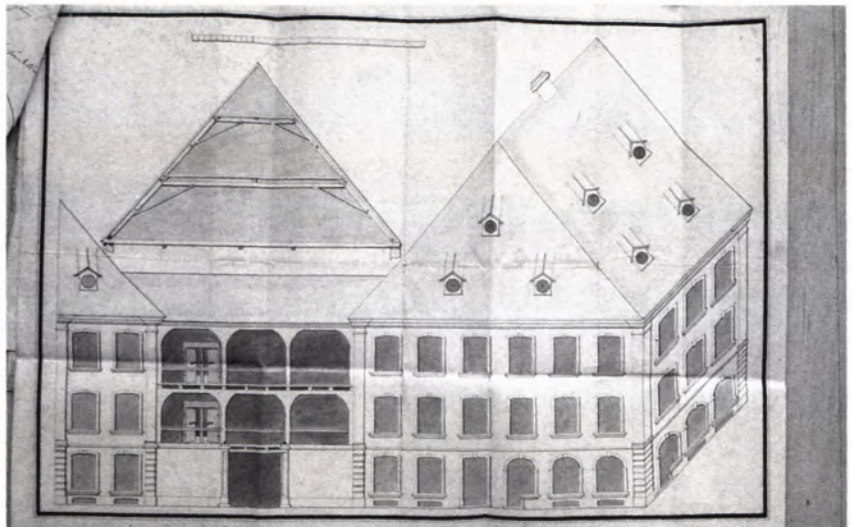
chen Stadtkern, der nur noch zum geringeren Teil vorhanden ist. Von einem einzigen großen Luftangriff in Schutt und Asche gelegt, sind die ausgebrannten Hausruinen nach dem Krieg abgeräumt worden; die Keller und Fundamente wurden ausgebaggert, und ein völlig neues Netz von Parzellengrenzen wurde über die zerstörten Bereiche gelegt. Von einzelnen inselartigen Bereichen abgesehen, die bisher noch nicht wieder überbaut sind, gibt es in den kriegszerstörten Bereichen der Altstadt mit archäologischen Methoden kaum mehr etwas zu dokumentieren.

Eine flächendeckende Darstellung der Kellerstruktur, wie sie beispielsweise der Kellerplan von Bern zeigt (s. a. Besprechungen im Nachrichtenblatt 4, 1983 und 3, 1984) ist in Freiburg mit den Mitteln der Bauaufnahme also nicht mehr zu erreichen. Ein Stadtplan auf Kellerneue ist aber ein höchst erstrebenswertes Instrument der Stadtgeschichtsforschung, denn hier haben, wie zu zeigen sein wird, die Bauphasen der Häuser ihre „Jahresringe“ hinterlassen. Vor der allzu schlichten Vorstellung, was zuunterst liege, müsse auch am ältesten sein, haben schon P. Eggenberger und W. Stöckli in einer Besprechung des Berner Kellerplans in der Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 40, 1983, 151f. gewarnt, doch auch ihre Feststellung, „vollständig in das Gelände eingetiefte Räume, die als Keller dienen, (seien) vorwiegend neuzeitliche Konstruktionen“, ist in dieser Form – zumindest im Licht der Freiburger Ergebnisse – nicht zu halten.

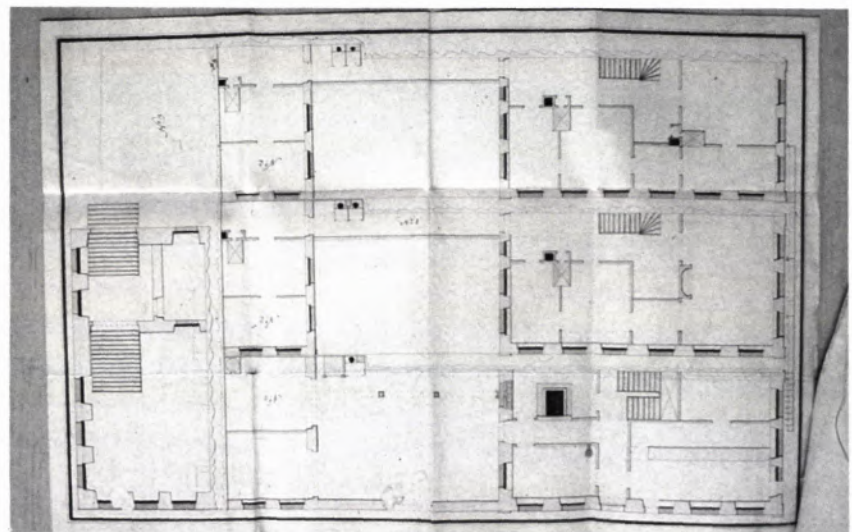
Doch zurück zur Kellerkartierung in Freiburg. Glücklicherweise gibt es Quellen, die den Versuch erlauben, den Freiburger Kellerplan rekonstruierend zu erstellen. Diese Quellenkomplexe, die im folgenden kurz geschildert werden sollen, befinden sich fast ausschließlich in den Archiven der Stadt Freiburg. Den entsprechenden Stellen – Tiefbauamt, Vermessungsamt, Stadtplanungsamt, Stadtarchiv und Museen – sei hier gedankt für die Großzügigkeit, mit der diese Quellen zur Verfügung gestellt wurden.

Die nach dem Krieg noch bestehende Möglichkeit, die Kellersubstanz der ausgebrannten Ruinen zu dokumentieren, wurde leider kaum genutzt, obwohl Stadtforschern wie Werner Noack und Joseph Schlippe die Bedeutung dieser Bausubstanz durchaus klar war. Nur wenige Aufmaße von Trümmergrundstücken sind vorhanden, und diese stammen aus den späten fünfziger Jahren, also aus einer Zeit, als die Bedrängnis der unmittelbaren Nachkriegsjahre nachgelassen hatte. Einen reicheren Bestand an auswertbaren Bauaufnahmen bietet das 1923 erschienene Werk „Freiburger Bürgerhäuser aus vier Jahrhunderten“ von P. Albert und M. Winzenroth (Abb. 1).

2 HAUS MERIANSTRASSE 1, *Ansicht in einer Zeichnung von 1790.*



3 HAUS MERIANSTRASSE 1, *Grundrisse, gezeichnet 1790. Die Originale befinden sich im Stadtarchiv Freiburg.*



Mengenmäßig weniger bedeutend, aber von großem Interesse sind die Planbeilagen alter Bauakten im Stadtarchiv. Aus der Zeit um 1800 sind eine Anzahl sehr schöner Zeichnungen erhalten. Die Abbildungen 2 und 3 geben die Grundrisse und die Ansicht des Hauses Merianstraße 1 wieder. Das Äußere zeigt eine stattliche barocke Gestaltung mit gleichmäßiger Achsenreihung. Im 1. Obergeschoß wird die Frontseite von einem großen repräsentativen Wohnraum eingenommen: Die Dreiteilung der Hauptfassade spiegelt sich in der Gliederung der gegenüberliegenden Wand mit großer Ofennische in der Mitte, die von zwei Zugängen flankiert wird. Die ursprünglichere Teilung mit einem größeren und einem kleineren Wohnraum an der Hauptfassade weist dagegen das 2. Obergeschoß auf. Ein Laubengang führt zum Hinterhaus; der Hof wird durch eine Mauer von der Straße isoliert. Der Keller folgt dem in Freiburg geläufigen Muster. Er wird von hinten, vom Hof her, betreten. Die Anordnung der Treppen beweist auch ohne eine Darstellung im Schnitt, daß der vordere Teil um ein Geschoß tiefer reicht.

Ein weiterer Plan (Abb. 5) gibt ein relativ schlichtes, nur zwei Achsen breites Wohnhaus wieder mit einer Grundrißstruktur, die sich so oder ganz ähnlich in vielen Häusern Freiburgs findet. Charakteristisch ist die Dreiteilung mit der Stube an der Straßenseite, einem

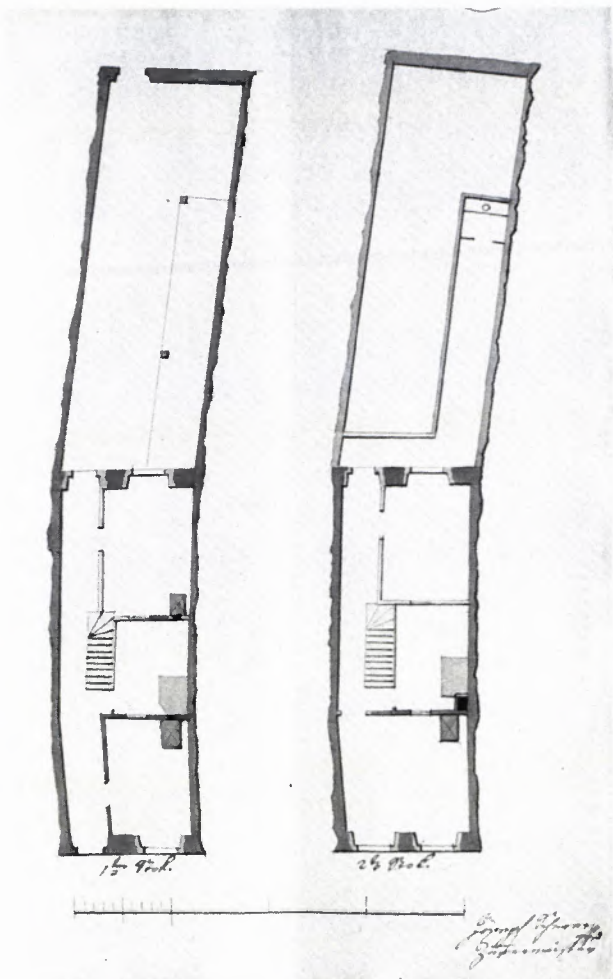
Raum zum Hof und der dazwischen befindlichen, lichtlosen Küche. Archaisch ist die Kombination der Küchenfeuerstelle mit dem Ofen der Stube, die ursprünglich für ein solches Haus die einzige Herdstelle war. Ein Korridor verbindet den Eingang direkt mit dem Hof. In der Hausmitte liegt auch die Treppe, über die man den Laubengang erreicht. Am Ende des Laubengangs, der hier untypischerweise nicht zu einem Hinterhaus führt, liegt der Abtritt. Man findet ihn in der gleichen Position auch bei dem vornehmeren Haus in Abbildung 3 wieder. Die Spuren dieses baulichen Arrangements tauchen bei Grabungen in der Gestalt der Kloaken auf, die oft an oder sogar unter den Grenzmauern der Grundstücke liegen.

Fast identisch ist die Gliederung des Hauses in Abbildung 6. Der Schnitt läßt erkennen, daß der Dachstuhl des ehemals zweigeschossigen Hauses im vorderen Teil angehoben worden ist, um zusätzlichen Raum zu gewinnen und eine dreigeschossige Fassade zu erhalten. Die Farbkodierung im Grundriß deutet an, daß die Fassade nicht nur aufgehöhht, sondern auch in der Fenstergliederung des 1. Obergeschosses verändert worden ist. Diese Veränderung der Fensterform ist auch in Abbildung 5 angedeutet. Hier schlägt sich in den Zeichnungen ein Veränderungsschub nieder, der um 1800 bei fast allen Häusern die bis dahin noch mittelalterlichen





4 KELLERPLAN der Freiburger Altstadt. Wiedergegeben ist der Zustand von ca. 1890.



5 GRUNDRISSSE eines Bürgerhauses in der Rempartstraße. Zeichnung von 1808. Original im Stadtarchiv Freiburg.

Fensterformen und -rahmungen durch klassizistische, scharf geschnittene Rechtecklaibungen ersetzt hat. Interessant ist noch bei dem Haus in Abbildung 6, daß sich im Erdgeschoß und 1. Obergeschoß eine massive Querwand abzeichnet, die sich durch ihre Stärke deutlich abhebt von den übrigen, offensichtlich nur aus Bohlen oder Fachwerk bestehenden Trennwänden: Hier handelt es sich um die ehemalige Rückwand des nachträglich nach hinten erweiterten Hauses.

Der Quellenkomplex, der durch seinen Umfang, seine Vollständigkeit und durch seine spezifische Aufmerksamkeit für die unteren Hausbereiche die Erstellung eines flächendeckenden Kellerplans erst ermöglicht, ist der Bestand der Hausentwässerungsakten im Städtischen Tiefbauamt. Dieser Aktenkomplex entstand zwischen etwa 1888 und der Jahrhundertwende, als alle Hausbesitzer in der Altstadt verpflichtet wurden, ihre Häuser an die neue städtische Kanalisation anschließen zu lassen. Dazu hatten sie beim Tiefbauamt Pläne im Maßstab 1:100 einzureichen, aus denen die Lage und das Gefälle der projektierten Hausentsorgungsleitung hervorgingen. Die Unterlagen geben meist einen oder mehrere Geschoßgrundrisse wieder sowie vor allem einen Schnitt, der oft der interessanteste Teil ist. Da es nur auf die Information über den Verlauf der Leitungen ankam, werden andere Bereiche oft ignoriert. Beispielsweise wurden Eckbauten meist seitlich über den Hofbereich entwässert, so daß hier überdurch-

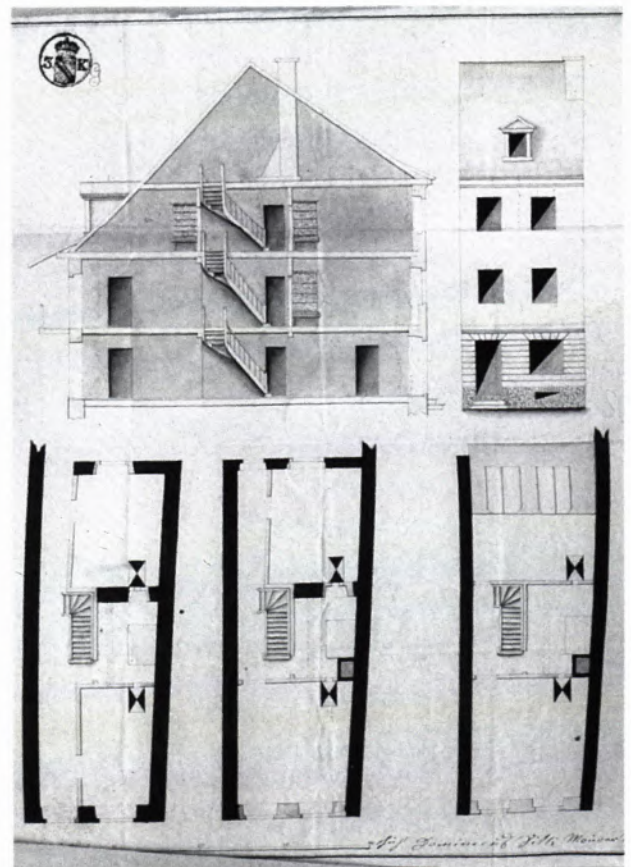
schnittlich häufig keine genaueren Angaben über das Hauptgebäude zu machen sind.

Ein gutes und detailliertes Beispiel für einen Hausentwässerungsplan aus diesem Quellenkomplex ist in Abbildung 7 wiedergegeben; es handelt sich dabei übrigens um das Titelbild der Arbeit von Josef Diel über die „Tiefkeller im Bereich Oberlinden“ (s. a. Besprechung im Nachrichtenblatt 3, 1984). Diel hat sich anhand dieser Akten, ergänzt durch eine Autopsie der erhaltenen Keller, mit dem weitgehend unzerstört gebliebenen südöstlichen Stadtviertel beschäftigt.

Die Kartengrundlage des aus diesem Material zusammengestellten Kellerplans – Abbildung 4 – ist der Urkataster der Stadt Freiburg, der ebenfalls in der Zeit um 1890 entstand und der von erstaunlicher Präzision ist. Für diesen Kataster sind nicht nur die Grundstücksgrenzen und die Umrissse der Gebäude, sondern auch die Brandmauern mit ihren Vor- und Rücksprüngen in der Mauerstärke genau eingemessen worden.

Aus der Entstehungszeit des Quellenmaterials ergibt sich zwangsläufig eine Zeitebene um 1890 für den vom Kellerplan wiedergegebenen Zustand. Gegenüber heutigen Dokumentationen hat dies immerhin den Vorteil, daß man somit einen Zustand vor den Eingriffen der Jahrhundertwende und der folgenden Jahrzehnte darstellen kann, wie sie etwa im Berner Kellerplan zum Teil sehr deutlich ins Auge fallen. Andererseits sind aufgrund der indirekten Methode manche Details nicht genau zu fassen: Lage der Eingänge und der Treppen, Angaben über Gewölbe oder Balkendecken sowie über Stützen und Unterzüge. Jede Folgerung aus dem darge-

6 SCHNITT, AUFRISS UND GRUNDRISSSE eines Hauses in der Nußmannstraße. Zeichnung von 1818. Original im Stadtarchiv Freiburg.



stellten Befund kann daher nur so zuverlässig sein wie das dem jeweiligen Ausschnitt zugrundeliegende Material.

Nicht zu unterschätzen ist der Vorteil, daß dieser Kellerplan mit seinen Straßennamen und Hausnummern von 1890 unmittelbar parallel mit dem 1903 erschienenen Häuserbuch von Hermann Flamm verwendet werden kann, in dem zu jedem Bau der Hausname sowie die Namen und der Stand der Eigentümer seit dem Mittelalter bis zum Jahr 1806 angegeben werden. Ab 1806 erschien dann das Städtische Adreßbuch.

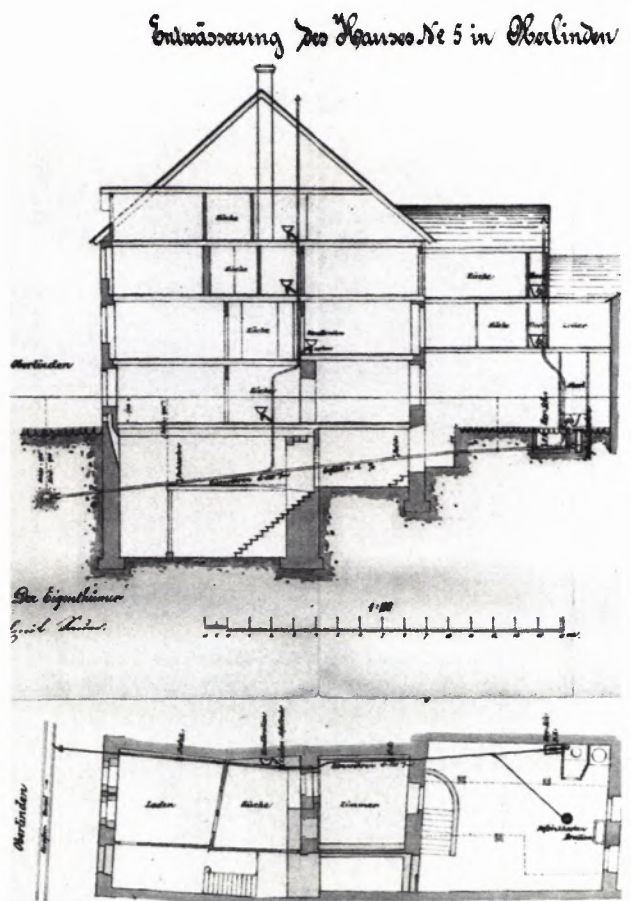
Mit dem Kellerplan kann man sozusagen eine Reise in die Vergangenheit der Stadt unternehmen: Man erhält die ältere, kleinteiligere Parzellenstruktur und Hausgliederung und kann feststellen, daß seit dem späten Mittelalter sehr häufig zwei oder mehr ältere Häuser zu einem größeren Komplex zusammengelegt wurden. Damit eignet sich der Plan als Kartengrundlage für wirtschaftstopographische und sozialtopographische Darstellungen. Für diesen Zweck wird er bereits verwendet in der Arbeit von Martina Reiling (s. Literaturverzeichnis).

Für differenzierte stadtbaugeschichtliche Fragestellungen benötigt man jedoch mehr Daten – Daten, die den Kellerplan erst lesbar machen und die zeitliche Dimension der über Jahrhunderte entstandenen Bausubstanz erkennbar werden lassen. Einzeluntersuchungen an noch bestehenden Häusern liefern die Basis für Analogieschlüsse, die auf die zerstörten Stadtbereiche übertragen werden können.

Eine solche Einzeluntersuchung ist 1984 am Haus Salzstraße 22 durchgeführt worden (Abb. 8 u. 9). Zum jüngsten Bauabschnitt gehört die Fassade aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Auch bei vielen anderen Bauten des Stadtkerns ist die für die Denkmalinventarisierung höchst problematische Beobachtung zu machen, daß die ältesten und wichtigsten Bauteile sich mit einem unscheinbaren oder verhältnismäßig neuzeitlichen Äußeren tarnen.

Gleichzeitig mit der Fassade, die vom Kellersockel aus völlig neu aufgemauert ist, hat man den Grundriß im vorderen Hausabschnitt geändert. In der Hausmitte, neben dem Treppenhaus, lag die Küche, von der aus – wie bei Abbildung 5 und 6 dargestellt – die früher in der Nordostecke gelegene Stube beheizt wurde. Die auf Sicht gestaltete Fachwerkwand am Treppenhaus muß man sich gradlinig bis zur Fassade verlängert denken. Da diese Riegelwand bei der heutigen Fassadengliederung am Rand der mittleren Fensteröffnung ankommen würde, läßt sich für den Vorzustand eine asymmetrische Fassade erschließen, die – wie etwa in Abbildung 10 – schon von außen den Größen- und Bedeutungsunterschied der beiden dahinterliegenden Räume ablesen ließ. Die Grundrißänderung des 18. Jahrhunderts erlaubt nicht nur eine dem Zeitgeschmack entsprechende symmetrische Fassade, sondern ermöglicht es auch, direkt vom ebenfalls neu angelegten Treppenhaus her den Hauptraum zu betreten.

Die dendrochronologische Untersuchung der hölzernen Innengliederung hat für den Dachstuhl das Datum 1661, für die Riegelwände das Jahr 1669 erbracht. Die oberirdischen Teile sind also ein vollständiger Neubau nach dem Dreißigjährigen Krieg, möglicherweise anstelle eines während der Belagerung und Beschießung von 1644 zerstörten Hauses. Der Neubau wurde gegen-



7 HAUS OBERLINDEN 5 (1944 zerstört), Schnitt und Grundriß, Original im Tiefbauamt der Stadt Freiburg.

über dem Vorgängerbau nach hinten erweitert, wie sich im Schnitt ablesen läßt. In dem an der Hofseite gelegenen Raum des 1. Obergeschosses ist bei der Bauuntersuchung eine vorzüglich erhaltene Ausmalung entdeckt worden (Abb. 11). Im Zwickel zwischen den beiden großen segmentbogig überfangenen Fenstern ist über einer Renaissancesäule das Datum 1739 aufgemalt – eine erstaunlich späte Datierung: Diese Dekoration wird von einer Raumgestaltung überformt, die zu den Veränderungen im vorderen Hausbereich gehört und in die Mitte des 18. Jahrhunderts zu datieren ist. Die ohnehin sehr altertümlich wirkende Ausmalung kann daher allenfalls ein bis zwei Jahrzehnte sichtbar gewesen sein, was ihren guten Erhaltungszustand erklärt.

Die älteste Bausubstanz steckt im Kellerbereich (Abb. 9). In der Schnittzeichnung ist die Lage der ehemaligen Hausrückwand zu erkennen, die gleichzeitig die Tiefenerstreckung des Hauses vor der Erstellung des nach hinten vergrößerten Neubaus wiedergibt. Der vordere tiefe Keller ist barock eingewölbt. Die alte Zwischendecke wurde vermutlich zur Zeit der Einwölbung zerschnitten und entfernt. Die in den Wänden steckenden Balkenreste lassen sich dendrochronologisch in das Jahr 1254 datieren (in dem bis in Details analogen Keller des Nachbarhauses Nr. 24 lautet das entsprechende Datum 1253): Ein Datum, das im Vergleich zum nachfolgenden Beispiel in Erinnerung behalten werden sollte.

Dieses zweite Beispiel, Herrenstraße 34 (Abb. 12 u. 13), gehört zum selben baugeschichtlichen Typus. Auch hier



8 HAUS SALZSTRASSE 22.

ist die Außengestaltung relativ jung; nur ein wachsames Auge entdeckt, daß die Achsabstände der Fensterachsen ungleichmäßig sind. Hinter den beiden linken Fenstern des 1. Obergeschosses verbirgt sich ein Raum mit bemalter Bohlen-Balken-Decke des 17. Jahrhunderts; rechts davon ein kleinerer Raum mit spätgotisch profilierter Bohlen-Balken-Decke.

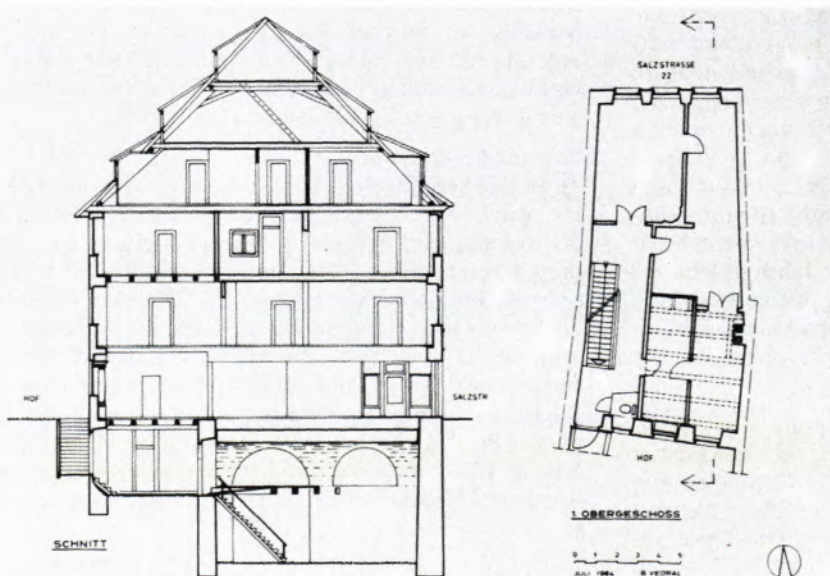
Von großem Aussagewert für die frühere Stadtbauges-

chichte ist der Keller, der bereits in Heft 2, 1981 des Nachrichtenblattes – damals noch ohne dendrochronologisch gesicherte Kenntnis der Baugeschichte – vorgestellt worden ist. Hier lassen sich nun aufgrund der baugeschichtlichen und dendrochronologischen Analyse von Burghard Lohrum und Hans-Jürgen Bleyer (denen im übrigen auch die Datierungen sowie wertvolle Hinweise zur Struktur und Baugeschichte des oben geschilderten Hauses Salzstraße 22 zu verdanken sind) drei hochmittelalterliche Bauphasen nachweisen.

Die in situ erhaltene Balkendecke des Kellers ist in das Jahr 1173 zu datieren. Dieses bisher früheste gesicherte baugeschichtliche Datum ist eine kleine Sensation, da hiermit zum ersten Mal die Bausubstanz eines Bürgerhauses in die Herrschaftszeit der 1218 ausgestorbenen Stadtgründer, der Zähringer-Herzöge, datiert werden kann. 1173 – also gut 50 Jahre nach der Gründung eines Marktes durch Konrad von Zähringen – entstand an dieser Stelle ein Haus, dessen Mauergerüst im Kellerbereich einschließlich großer Teile des Originalputzes mit Fugenritzung erhalten ist. Vergleichbare quaderimitierende Putzgliederung ist laut J. Diel noch in etwa einem halben Dutzend weiterer Hauskeller nachzuweisen – Anlaß genug, auch diese Häuser in naher Zukunft einer genaueren Untersuchung zu unterziehen.

Im Jahr 1225 wurden die Bäume gefällt, aus denen die Balken der Zwischendecke des Kellers geschnitten sind. Aus dieser Zeit stammt also die Abtiefung des Kellers um ca. 2 m, durch die ein zweites Kellergeschoß gewonnen wurde. Diese allgemein zu beobachtende Entwicklungsphase der Abtiefung ist in den Häusern Salzstraße 22 und 24, wie erwähnt, auf 1253 und 1254 datiert. Abermals etwa zwei Generationen später, 1275, hielt man es für notwendig, die ein Jahrhundert zuvor entstandene Balkendecke mittels eines Unterzugs und einer hohen oktogonalen Säule abzustützen.

Häuser des beschriebenen baugeschichtlichen Typus gibt bzw. gab es reichlich in Freiburg, wie man beim Durchblättern des Bürgerhauswerkes von Albert und Wingenroth feststellen kann. Die Hauskerne des 12./frühen 13. Jahrhunderts, wie sie bei den beiden Häusern in der Salz- und Herrenstraße sowie auch in einer Reihe von hier nicht vorgestellten Bauten isoliert



9 HAUS SALZSTRASSE 22, Schnitt und Grundriß des Obergeschosses.



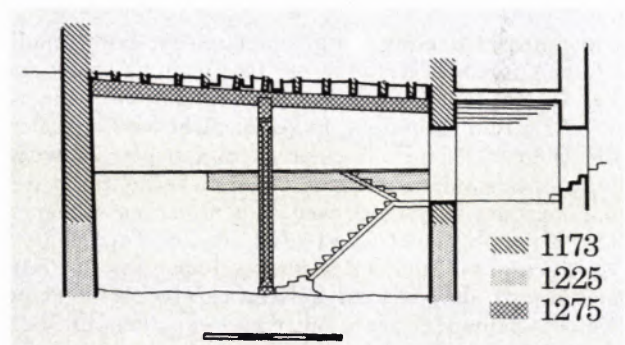
10 FENSTEREINTEILUNG im 1. Obergeschoß des Hauses Herrenstraße 40.



11 AUSMALUNG im hofseitigen Raum des 1. Obergeschosses im Haus Salzstraße 22. Rechts im Bild die nachträglich eingezogene Trennwand; über dem Kapitell der Renaissancesäule die Datierung 1739.



12 HAUS HERRENSTRASSE 34. ▼



13 SCHNITT DURCH DEN KELLER des Hauses Herrenstraße 34 mit schematischer Darstellung der Bauphasen.

und datiert werden konnten, lassen sich auch im Kellerplan auffinden (Abb. 14). Der Ausschnitt der Kaiserstraße beim Martinstor zeigt beispielsweise an der Westseite eine ganze Reihe von Grundrissen, die diesen Typus geradezu bilderbuchmäßig wiedergeben; die im Inneren erkennbaren ehemaligen Hausrückwände bilden eine längere ungebrochene, leicht geschwungene Flucht. An einem solchen Ausschnitt wird auch deutlich, daß – wenn schon das Hofstättenmaß von  $50 \times 100$  Fuß nur eine Berechnungsgröße war – gewisse Standardmaße doch stadtbaugeschichtlich eine prägende Rolle spielten.

Für das Oberlindengebiet hat Josef Diel durch einen Schnitt auf Tiefkellerebene versucht, die älteste Bau-





15 VERSUCH EINER DARSTELLUNG DER FREIBURGER STADTSTRUKTUR UM 1200.

16 SEITENFASSADE UND FENSTERDETAILS eines romanischen Hauses in der Franziskanergasse, freigelegt bei Abbrucharbeiten im Jahr 1910.

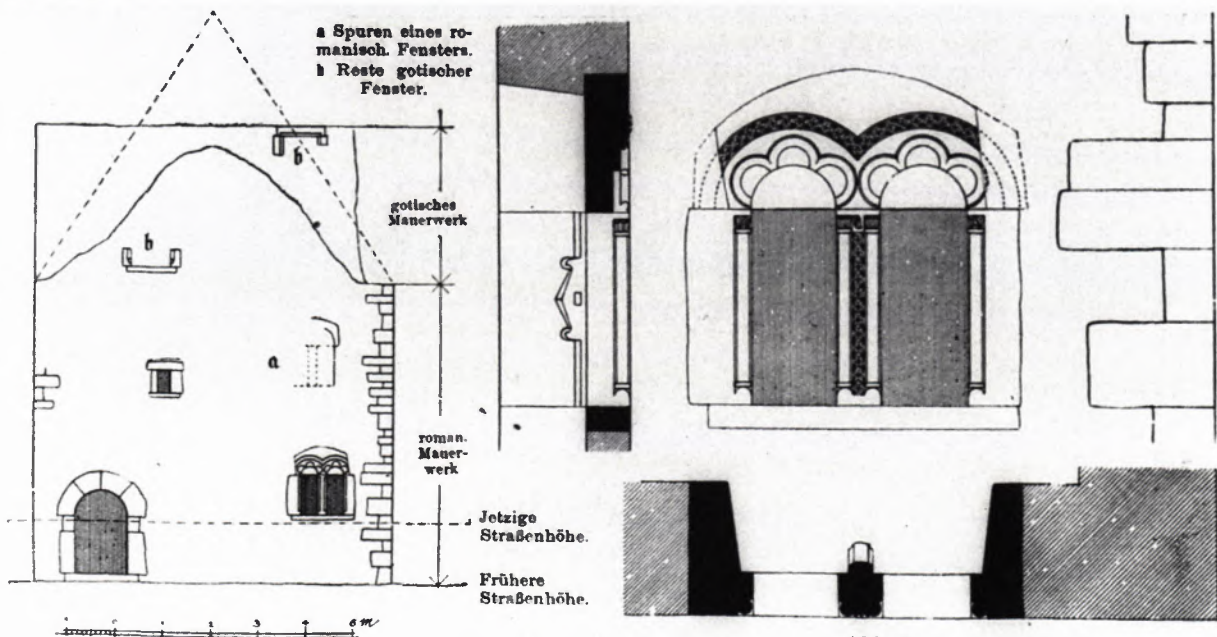


Abb. 2.

nien diese Figur nachzeichnen und weil – nicht ganz unbeeinflusst von Hamms These – nach dem Krieg die Bertoldstraße nicht unerheblich verbreitert wurde. Die nordsüdlich verlaufende Merian-/Universitätsstraße ist offenbar von gänzlich untergeordneter Bedeutung, und die dichte Bebauung der Herrenstraße könnte mit dem vor die Stadtgründung zurückreichenden Alter dieser Straßenlinie in Verbindung gebracht werden. Was übrig bleibt, ist das Rückgrat der Kaiserstraße mit den dazu in nicht ganz regelmäßigen Abständen querverlaufenden Rippen der Ost-West-Straßen – ein Grundrißtypus, der im Mittelalter relativ weit verbreitet war.

Diese Ausführungen zur Form und Baugeschichte der Stadt Freiburg können – allein schon aufgrund des letztlich nur fragmentarischen Kenntnisstandes – nur einen Ausschnitt der komplexen Baustruktur und ihrer geschichtlichen Dimension vor Augen stellen. Trotz der einschneidenden Substanzverluste, die immer auch Verluste von historischen Quellen sind, ist über und unter der Erde noch vieles mit baugeschichtlichen und archäologischen Methoden zu dokumentieren und in das Gesamtbild einzufügen; weitere Erkenntnisse können den papierenen Quellen entnommen werden. Es liegt auf der Hand, daß gerade in einer Stadt wie Freiburg – mit bedeutender Universität und mit zahlreichen einschlägigen städtischen Institutionen – es nicht allein das Landesdenkmalamt sein kann, das diesen Bereich der Stadtgeschichtsforschung abdeckt. Positiv zu werten ist, daß nicht nur eine wachsende Gruppe in der Öffentlichkeit Anteil nimmt an diesen stadtbaugeschichtlichen Forschungen, sondern daß auch die Stadtoberen sich dieses Themas wieder verstärkt angenommen haben. Entscheidend für den Fortbestand der Denkmalsubstanz im einzelnen ist, daß auch Bauherren und Architekten bereit sind, wie sich bei neueren Sanierungsmaßnahmen erwiesen hat, die bei Bauuntersuchungen zutage tretenden historischen und gestalterischen Werte der Bauten zu akzeptieren und sie in ihrer Gestaltungs- und Nutzungskonzept einzubeziehen.

#### *Literatur (in Auswahl):*

- Hermann Flamm: Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br., II. Band, Häuserstand 1400–1806. Freiburg 1903.
- C. A. Meckel: Ein romanisches Haus in Freiburg im Breisgau, in: Die Denkmalpflege XII, 1910, 27f.
- Peter P. Albert und Max Wingenroth: Freiburger Bürgerhäuser aus vier Jahrhunderten. Freiburg 1923.
- Ernst Hamm: Die Städtegründungen der Herzöge von Zähringen in Südwestdeutschland. Freiburg 1932.
- Werner Noack: Die mittelalterlichen Städte im Breisgau, in: Oberrheinische Heimat 28, 1941, 176–204.
- Karl Gruber: Die Gestalt der deutschen Stadt. München 1952.
- Joseph Schlippe: Das Bürgerhaus in Alt-Freiburg, in: Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung, Freiburg 1958, 91–136.
- Berent Schwineköper: Beobachtungen zum Problem der „Zähringerstädte“, in: Schauinsland 84/85, 1966/67, 49–78.
- Josef Diel: Die Tiefkeller im Bereich Oberlinden – Zeugnisse der baulichen Entwicklung Freiburgs im 12. und 13. Jahrhundert. Freiburg 1981.
- Paul Hofer u. a.: Der Kellerplan der Berner Altstadt. Aufnahme eines Stadtplans auf Kellerniveau. Schriften der Historisch-Antiquarischen Kommission der Stadt Bern 4, 1982.
- Leo Schmidt: Kulturdenkmale in der Freiburger Altstadt, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 4, 1983, 169–178.
- Martina Reiling: Berufs- und Sozialstruktur der Freiburger Bürgerschaft im 17. und 18. Jahrhundert. Phil. Diss. Freiburg 1984.

Die Erstellung des Kellerplanes und die Präsentation von Daten und Materialien im obigen Artikel wäre nicht möglich gewesen ohne die Vorarbeiten und die Mitwirkung zahlreicher Personen; neben den bereits im Text genannten insbesondere Peter Schmidt-Thomé, Franz-Josef Talbot, Bernd Vedral und Marita Müller.

*Dr. Leo Schmidt*  
*LDA · Referat Inventarisierung*  
*Colombistraße 4*  
*7800 Freiburg*

# Walter J. M. Bunsmann: Denkmalpflege

## Eine Bauschule der Nation

*Beim folgenden Beitrag handelt es sich um einen Vortrag, den der Präsident der Hamburgischen Architektenkammer, Dipl.-Ing. Walter J. M. Bunsmann, am 17. April 1984 vor der Handwerkskammer Hamburg gehalten hat. Der Text ist bereits 1984 in Nr. 5 der Zeitschrift Deutsches Architektenblatt erschienen. Wir danken dem Autor und dem Verlag für die freundliche Genehmigung zum Abdruck.*

Seit 1975 – dem „Jahr des architektonischen Erbes“ (unglücklich und irreführend „Denkmalschutzjahr“ genannt) – seit 1975 ist dazu so vieles und zutreffendes gesagt und geschrieben worden (manches auch, wie soeben zweimal gesagt worden), seit jenem so erfolgreichen europäischen Jahr der baulichen Erblasten kam soviel Beifall, Emphase und Aktivität in dieses Geschäft, und dies von soviel richtigen und weniger richtigen Leuten, daß nun bald Verdruß am Thema sich breit macht. Und heute, zu allem hinzu, sattelt ein Architekt noch obendrauf mit der Behauptung, Denkmalpflege sei eine Bauschule der Nation.

Das ist ein starkes Stück, nicht wahr? Es mag ja sein, daß das Zurechtmachen und Herrichten alter Schlösser und Fassaden den Tourismus belebt, Geld unter die Leute bringt, dem Ausland imponiert, Geschichtsbeußtsein durch Anschauung stiftet und erhält, – aber daß Denkmalpflege eine nationale Bauschule sei, das geht doch wohl ein wenig zu weit . . .

Und doch werde ich Ihnen dies beweisen, und ich werde damit die Summen (manche meinen: die Unsummen) von Steuergeldern rechtfertigen, die in die überkommenen Bauten nun schon seit Jahrzehnten hineingewendet werden.

Zunächst einen Blick ringsum: setzen wir alle Bauten, die in Städten, Gemeinden und Landschaften unserer Bundesrepublik herumstehen mit 100 Prozent an, so sind davon knapp 1 Prozent durch Einzelschutz oder Ensembleschutz vor dem ungenierten Zugriff, vor grundsätzlicher Veränderung oder Abbruch gesichert. Der große Rest von 99 Prozent ist mehr oder weniger der Freibeuterei des Abbruchs und der Umgestaltung ausgesetzt. Mehr oder weniger, denn einer Genehmigung dazu bedarf der Abbrecher oder Umbrecher allemal, und die ist nicht überall mehr so leichtfertig zu haben, wie noch vor 10 Jahren. Was ist da inzwischen an Wandlung geschehen?

Wir stehen vor einem ersten und fortschreitenden Unterrichtserfolg der Denkmalpflege. Die Denkmalpfleger haben jahrzehntelang die Öffentlichkeit beschworen, sich doch einmal anzuschauen, was an die Stelle vernichteter Altbauten da Neues getreten ist und Neues tritt. Das Stichwort „Gestaltwert und Gestaltverlust“ hat getroffen, wenn die Deutschen aus dem Italienurlaub zurückkehrten und sich verzweifelt fragten, warum

es bei ihnen daheim, in Hannover oder Lingen oder sonstwo, nicht ein ganz klein wenig so aussehen könnte wie in Siena, Florenz oder Verona – ein ganz klein wenig nur, verdammt noch mal! Und heute stehen die Bürger einmütig auf, wenn eine sogenannte bessere Ausnutzung oder eine angeblich höhere Rendite Gestaltwerte vernichten will, die, da sie Teilstück von Stadt- und Landschaftsöffentlichkeit sind, geworden sind, nicht mehr nur von einem einzigen Besitzer verfügt werden dürfen, zerstört werden dürfen, als handele es sich um Privatbesitz.

Dieses von der Denkmalpflege angestiftete Nein zu leichtfertigem Abbruch gestalteter Architektur, dieses von den Bürgern auf wertvolle Baugestalt jedweden Alters ausgedehnte Nein zum Kaputtmachen stellte Besitzer, Erwerber und Architekten vor eine völlig neue Altbau-Aufgabe. Gebäude altern ja nicht nur, sie veraltern auch. Wenn nun diese Altbauten nicht abgerissen werden dürften, wie denn konnte man sie wirtschaftlicher nutzen? Wir wissen es längst, wie dies möglich wurde: durch sorgfältige Herrichtung und Wiedereinsetzung in den früheren Stand erhielten die Wohnhäuser des 18. und 19. Jahrhunderts eine neue Attraktivität und folglich eine neue Ergiebigkeit an Miete oder Verkaufserlös. Ein emsiges Beseitigen elender Zutaten der Nachkriegszeit, Freilegen der Stuckdecken, Ergänzen der Fassadendekoration, Nachgießen der Balkongitter, Nachformen von Ballustraden, Ergänzen der Kachelwände in den Treppenaufgängen, Flickern zerstörter Lamperien, Auffrischen übermalter Klinckerpartien, Wiederbeschaffung von Beleuchtungen, – alles dies mit dem Ziel, den alten Glanz, die alte Großzügigkeit, die alten Raumhöhen, die verstellten Durchblicke wiederzugewinnen.

Wer heute auf sich hält, wohnt so, arbeitet in solchen Räumen mit Genuß, genießt seine futuristischen Stahlmöbel in dem wiederhergestellten alten Milieu. Dies ist ein Lehrerfolg der Denkmalpflege, wessen sonst?

Ist so die Veraltung der Grundrisse und Raumschemata durch kreative Ausformung eines anderen Wohnstiles oder durch bereitwillige Annahme eines ehemals verachteten Arbeitsmilieus aufgehoben, so lehrte Denkmalpflege auch weitere neuartige und phantasievolle Nutzungen veralteter Bau- und Raumschubstanz: Fabriken wurden zu Kulturzentren, Spinnereien zu Bibliotheken, Gasanstalten zu Bürgerforen, Kasernen zu Ju-

gendherbergen, Festungswerke zu Gaststätten, Prunkvillen zu Bürgermeistereien, Kirchen zu Ateliers, Werkhallen zu Theaterstätten. Eine großartige Bereitschaft, solche verfremdenden Nutzungen stimulierend und kontrastierend in die vorgegebenen Bauhüllen einzubringen, gehört heute zur Ausrüstung jedes Architekten von einigem Rang. Und diese neue Weise, mit der Erbschaft und der Erblast von Altbauten ohne deren Zerstörung zurechtzukommen, kreativ und begeistert zurechtzukommen, hat ihre Wurzel in der Denkmalpflege.

In Klammern sei es hinzugefügt: natürlich nicht allein dort. Bewegungen entstehen nie aus einem einzigen Antrieb. Da ist als Voraussetzung zum Beispiel zu nennen die lange Verweigerung der Massenarchitekten, wirklich Architektur herzustellen. Da ist das Pathos, das allzu Langlebige einer miesen angeblichen Zweckrationalität. Dies alles hat den Bürger seinen Blick sehnsüchtig rückwärts wenden lassen. Darüber läßt sich kaum Hohn ausgießen, solange jeder seinen Eigenanteil daran begreift. Soweit, so gut, oder auch schlecht.

Wir stellen jedenfalls fest: in der deutschen Öffentlichkeit hat sich – und ich behaupte gerade als Folge von Denkmalpflege – die Einstellung zum vorhandenen Baubestand radikal geändert. Was 1970 als verfügbare Abbruchmasse in den Hochrechnungen von Bauindustrieverbänden figurierte, Schlagwort: Baureserve für zwei Generationen, das ist heute unsere geliebte weitgehend erhaltenswerte alte Heimat, soweit die Neue und die ihr Gesinnungsgleichen nicht bereits zugeschlagen haben.

Diese Einstellungswandlung läßt sich auch rechnen: wenn die wirtschaftliche Lebensdauer eines Gebäudes 80 Jahre und seine allgemein technische Lebensdauer 100 Jahre beträgt, so sind die gleichwohl noch vorhandenen Bauten gutes, weil geschenktes Geld, ob am Klosterstern oder in Bologna.

So ist also Denkmalpflege bereits eine Schule, eine Bauschule, in welcher und durch welche das richtige Einschätzen von Gestaltwerten gelehrt und gelernt wird, eine Schule, in welcher ferner der rechte Umgang mit der Altbaulast vermittelt wird im Aussuchen intelligenter Nutzungen, in der Entfaltung eines adäquaten Wohn- und Nutzungsstiles und vieler anderer Verhaltens- und Umgangsweisen. Diese Bauschule beweist den ökonomischen Wert architektonischer Attraktivität, ob es am Innocentia-Park ist oder im Schloß Linderhof.

Wenden wir uns nun aber ab von diesem planerisch wertenden, entwerfenden Teil der Denkmallehre und nehmen die Baupraxis in den Blick. Bauschule der Nation muß wohl auch und hier und heute heißen, daß Denkmalpflege Methoden, Mittel und Praktiken entwickelt und vermittelt hat, die für das gesamte Bauwesen fruchtbar sind, und die anderwärts nicht entwickelt worden wären.

Beginnen wir als Beispiel mit den üblen Spätfolgen von Tullas Rheinregulierung: knapp 100 Jahre nach seiner ingeniosen Großtat, mit der er die Versteppung des Rheintales einleitete, waren die Pfahlköpfe der Domfundamente in Speyer, Worms und Mainz verrottet.

Man lese einmal nach, was in den dreißiger Jahren die Neufundierung dieser Baudenkmäler an erd- und wasserbaulichen Erkenntnissen, an Ramm- und Bohrpfahltechnik und an statischen Einsichten gebracht hat.

Wahrhaftig, unsere Bauschule der Nation hat ein riesiges Versuchsgelände.

Streifen wir im Vorbeigehen noch kurz die Absperrung gegen aufsteigende Feuchtigkeit. Alles, was wir dazu wissen und können, vor allem über die nachträgliche Herstellung solcher Sperrschichten in belasteten und rissigen Mauern, verdanken wir nur der Denkmalpflege. Und vieles andere mehr: verfaulte Balkenköpfe führen nicht mehr zur Demontage ganzer Decken, die Denkmalpflege erfand das Vorschuh mit Kunstharzen, mürbe Steine werden verfestigt, nicht herausgeschlagen. Die besten Erkenntnisse über Mörtelzusammensetzung, über Holzschädlinge, über Zinnpest, über Außenfarben, über Hydrophobierung, wir verdanken sie der Denkmalpflege. Ohne den drängenden Impuls des Denkmalschutzes, also ohne die Bauten, die alle Anstrengungen, die jede Anstrengung wert waren, gäbe es von allem modernen Bautenschutz kaum ein Drittel. Denn, und dies geht alle am Bau Beteiligten direkt an, die Wissenschaft von der Alterung im Bauwesen ist zentrale Fakultät in dieser nationalen Bauschule Denkmalpflege. Sie, die Denkmalpflege, ist der einzige akademische Ort und das einzige baupraktische Riesenlabor, wo das Phänomen Baualterung zum Hauptgegenstand des Nachdenkens und Forschens erhoben ist. Wen wundert es da, wenn zum Beispiel die frühesten Warnungen vor Millionenverlusten und Millionenschäden an Bausubstanz durch Luftverseuchung von den Denkmalpflegern kamen – 1907 nämlich in Köln, 1899 in Straßburg. Wo ist die Bauschule oder Bauhochschule, die uns solche Dienste für das Bauwesen sonst leistet?

Die konservatorische Grundhaltung der Denkmalpflege, die das Interesse an Alterungsprozessen begründet und in der Entgegnung gegenüber dem Altern so bedeutende technische, chemische, petrografische und metallurgische Innovationen gebracht hat – diese konservatorische Grundhaltung hat aber auch alte, sogar uralte Erkenntnisse und die zugehörigen Techniken gefördert. Denkmalpflege hält Handwerke am Leben, die wir „auch sonst“ dringend nötig haben – und Denkmalpflege führt diese Handwerke an Bauten heran, die Maßstäbe setzen. Denken Sie nur an die entsetzliche Unkultur der Grabsteine und Grabzeichen. Ich erinnere sehr genau die eigentümlichen Veränderungen im bis dato trostlosen Angebot einer Emdener Steinmetzfirma, nachdem diese Werkstatt ein knappes Jahr in der Denkmalpflege mitgearbeitet hatte. Die bis dahin unangefragten Fähigkeiten waren plötzlich da und entwickelten sich so kräftig, daß wir in wenigen Wochen in der Katharinenstraße in Hamburg von dieser Werkstatt gestaltete Granitpoller aufstellen werden, die in der Originalität der Erfindung und in der Sicherheit der Form eine wahre Freude sind. Und dies geht in mancherlei Hinsicht so: Die Tischler, die mit Massivholz umzugehen vergessen hatten, die Gürtler, die Torbeschläge gießen, obgleich sie doch ein Stück krummes Rohr bereits dafür hielten, die Schmiede, denen das Schweißgerät jedes Materialbegreifen (auch das des brauchbaren Schweißens) ausgetrieben hatte, die Keramiker, die sich alter Glasuren erinnern müssen, der Ziegler, dem plötzlich nicht mehr die tote Perfektion der ersten Sortierung aberlangt ist, sondern der Einsatz seines ganzen Könnens, um lebendige, malerische, faszinierende Mauerwerksflächen zu erzeugen . . ., sie alle geraten durch Denkmalpflege in eine herbe und

hohe Schule, die für das ganze Bauwesen von außerordentlicher Fruchtbarkeit ist.

Denn täuschen wir uns nicht! Der dank des Friedens bereits in jungen Jahren weitgereiste, in moderner Kunsterziehung sehend herangereifte Jungbürger von morgen wird sich das meiste von dem, was heute noch eben an Bauen durchgeht, nicht mehr gefallen lassen.

Glaube niemand, daß nach dem Abklingen des verständlichen Nostalgieanfalles alles wieder so daneben geraten dürfte wie Manhattan und Hamburg – so und so. Dann werden wir froh sein, daß im Weichbild und Umfeld der Denkmalpflege manches überlebt hat, was mancher voreilig für überlebt hielt.

Und schließlich hat diese Bauschule der Nation noch eine vierte Weise der Wirkung, die verständlicherweise öffentlich kaum bemerkt und darum auch nicht sonderlich geachtet ist: Ich meine die merkwürdigen Beeinflussungen, die sich zwischen den leitenden Denkmalpflegern und den ausführenden Architekten und Bauhandwerkern hin wie her ergeben. Sehen wir einmal von einigen halbgebildeten Besserwissern ab, die uns auch in der Denkmalpflege mitunter begegnen (wo begegnen sie uns nicht) – im allgemeinen gerät eine Denkmalpflegeaufgabe im Verkehr mit den hochrangigen Baugeschichtlern und kenntnisreichen Baupraktikern für den Architekten und Bauhandwerker zu einer Art Kuraufenthalt, zu einer Sorte von Therapiewochen oder -monaten, in denen die Verrenkungen und Deformationen ausgeheilt werden können, die der normale Neubaualltag so mit sich bringt. Der allseitige Respekt, ohne den jedes Bauen leicht mißrät, ist geradezu der Grundton solcher Baustellen, die Diskussion bezieht den Handwerker mit ein, er erfährt mit Genugtuung den Wert seiner Mitwirkung, es ist auch Zeit da zum Nachdenken und zum Probieren, die Überraschungen aus Bestand und Befund lösen keine unsinnigen Vorwürfe und sinnlosen Schuldsuchen aus, die gemeinsame Mühe dient einer gemeinsam als schön erkannten

Bausache, kurzum: Daß Denkmalpflege diese Erfahrung immer wieder stiftet, ist nicht ohne gute Folgen für das ganze Miteinander aller am sonstigen Bauen Beteiligten. Diese Bauschule Denkmalpflege macht solche Beispiele, und solche Beispiele machen Schule.

Fassen wir das Gehörte zusammen:

Denkmalpflege ist also eine Bauschule der Nation,

- denn Denkmalpflege ist auf Erhaltung gesonnen und nicht auf Verschleiß der baulichen Umwelt,
- denn Denkmalpflege wertet Bauten nach Gestaltwert und Geschichte und schärft so den Blick der Bürger für solche Werte. Sie ermutigt sie zum hohen Anspruch an das neue Bauen.

Denkmalpflege ist Bauschule,

- denn Denkmalpflege lehrt und findet neuartige Nutzungen für veraltete Bauanlagen,
- denn Denkmalpflege erforscht das Altern von Bausubstanz und entwickelt neue Techniken und neue Methoden, dem Altern zu begegnen.

Denkmalpflege ist nationale Bauschule,

- denn Denkmalpflege hält den Umgang mit alten Materialien und alten Techniken wach – mit belebenden Folgen für das gesamte Bauwesen,
- denn Denkmalpflege schafft einen hektikfreien Denk- und Handlungsraum mit regenerativen Folgen für den normalen Neu-Baualltag.

Und schließlich ist Denkmalpflege eine Bauschule der Nation, denn Denkmalpflege sichert die öffentlich sichtbaren Maßstäbe zur Selbstkritik der jeweils aktuellen Architektur vor dem Hintergrund der Baugeschichte.

*Dipl.-Ing. Walter J. M. Bunsmann BDA  
Hamburgische Architektenkammer  
Alsterkamp 41  
2000 Hamburg 13*



## Walther-Gerd Fleck: Die Wehrkirche in Weissach, Kreis Böblingen

Auf einer über das Dorf Weissach emporragenden Anhöhe steht die Anlage der sogenannten Wehrkirche. Innerhalb ihrer polygonalovalen Ringmauer von etwa 60 m größter Länge und 40 m Breite befinden sich die Kirche, der freistehende Turm, das sogenannte Herrenhaus und eine Reihe von Gaden. Diese an die Ringmauer angebauten Vorrathshäuser umzogen einst den ganzen Bering. Bei der Erweiterung des Chors der Kirche 1810 und beim Bau des Schulhauses 1841/42 wurden einige an der Ost- und Südseite abgebrochen. Auch die Toranlage verschwand. Am Fuß des Burghügels steht noch das Gemeindegewaschhaus.

Kirche und Turm gehören der evangelischen Kirchengemeinde Weissach, während das Herrenhaus und die Gaden im Lauf der Zeit an eine Vielzahl privater Eigentümer gelangten. Im Jahr 1972 konnte die Gemeinde Weissach das Herrenhaus (ohne dessen Keller) und danach noch einen Gaden erwerben. Sie ließ 1977 ersteres erneuern und konnte im Zuge einer laufenden Ortssanierung dann auch die Gaden-Eigentümer, animiert durch erhebliche Zuschüsse, zur Sanierung ihrer Bauten bewegen, was 1978 bis 1982 erfolgte im Rahmen des Schwerpunktprogramms für Denkmalpflege. Schließlich ließ dann noch 1983/84 die Kirchengemeinde den Außenanstrich von Kirche und Turm auffrischen. Auch der Kirchhof selbst profitierte von der Ortssanierung, so daß sich die Ortsmitte Weissachs in neuem Glanz präsentiert.

Wie bei allen Erhaltungs- und Sanierungsmaßnahmen trat auch hier schon bei der Planung die Frage nach der

Nutzung auf, durch welche ein dauerndes Erhalten des Sanierungsergebnisses erst gesichert wird. Nach anfänglichem Suchen fand sich eine für beide Teile – Eigentümer und Denkmalpflege – sehr gute Lösung: Das Herrenhaus wurde für Ausstellungen und Versammlungen bestimmt und die Gadenbesitzer wollten diese wie seit eh und je weiter zur Aufbewahrung von allerhand Nützlichem und Unnützem verwenden. Das ergab für den Denkmalpfleger den erfreulichen Umstand, die Eingriffe in die Substanz sehr gering halten zu können. Die Möglichkeit für Untersuchungen und Beobachtungen zur Baugeschichte der Anlage blieb dabei nicht ungenutzt: In der Übersicht ergibt sich nunmehr ein in Teilen neues Bild der Wehrkirchenanlage.

Ältester sichtbarer und insgesamt markantester Teil der Anlage ist der Glockenturm, freistehend, auf quadratischem Grundriß von 8,15 m Seitenlänge mit 5 Stockwerken und einer Traufhöhe von 22,40 m über dem Hof. Er muß als Bergfried angesprochen werden. Sein überwölbtes Erdgeschoß ist durch eine Rundbogentüre mit einem Gewände aus rotem Sandstein zugänglich. In die oberen Geschosse führt eine gleiche Pforte darüber. Die noch um die Jahrhundertwende vorhandene Außenstiege ist durch eine Innentreppe ersetzt, für die das Gewölbe durchbrochen wurde. An ursprünglichen Öffnungen hat der Turm nur Laufschnitzungen, und das Glockengeschoß hat auffälligerweise an der Feldseite massive Wände, zum Hof hin nur Fachwerk. Es spricht alles dafür, daß es sich um einen Bergfried des 13. Jahrhunderts handelt. (Vgl. Walther-Gerd Fleck, Die Wehrkir-



che in Weissach. Weissach 1982. Hier ist die Baugeschichte der Anlage ausführlich dargelegt und die Literatur benannt.)

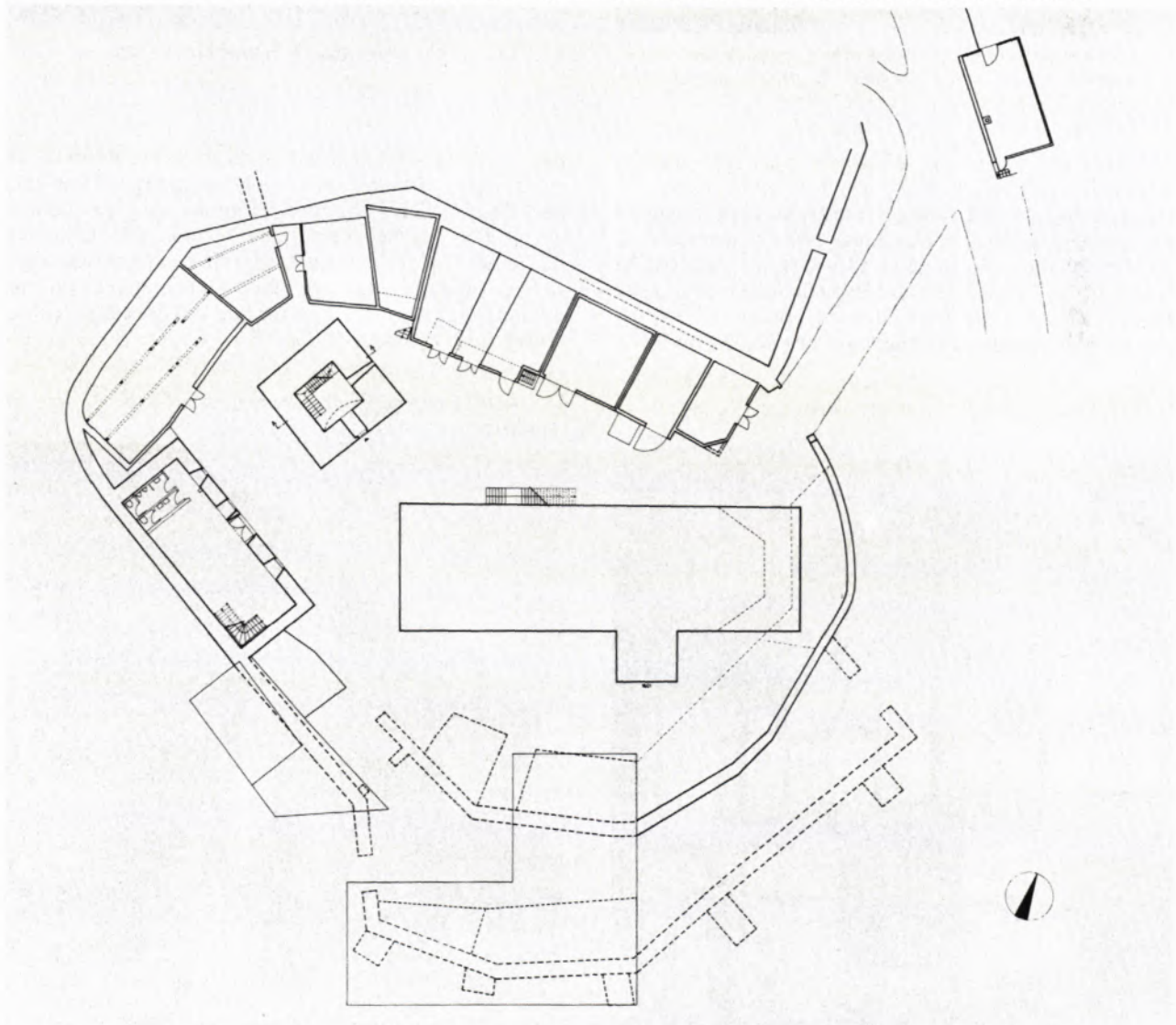
Offensichtlich in baulichem Bezug zum Turm steht das Herrenhaus, ein einfacher, rechteckiger, zweistöckiger Bau an der Feldseite der Ringmauer. In seiner heutigen Bausubstanz gehört er dem ausgehenden 16. Jahrhundert an. Die große Kirche (ehemals St. Ulrich), ist gestet und hat daher keinen Richtungsbezug zu Turm und Herrenhaus. Sie ist in ihrem Umfang im wesentlichen identisch mit dem Bau, welcher gleichzeitig mit dem Turm entstand. Am heutigen Äußeren zeichnen sich Spätgotik, Renaissance und Klassizismus ab, jeweils als Merkmale baulicher Veränderungen. Ein Wehrgang lief auf der Ringmauer um, der durch das Herrenhaus hindurchgeführt war. Als nach 1600 die Gaden von innen angebaut wurden, blieb er auch in diesen noch begehbar erhalten.

So zeigt sich die Wehrkirche in Weissach als eine Anlage, die aus der Menge der in unserem Lande im späteren 14. und vor allem im 15. Jahrhundert entstandenen meist recht kleinen Anlagen befestigter Dorfkirchen nach Alter und Größe herausragt. Im Jahr 1254 ist die Pfarrkirche St. Ulrich in Weissach bezeugt und der Ver-

fasser meint, einigermaßen glaubhaft dargelegt zu haben, daß die Kirchenburg oder Burg mit Pfarrkirche (eine wirklich treffende Bezeichnung zu finden ist schwer) in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts von den Grafen von Vaihingen der jüngeren Linie (die von 1189 bis 1364 bestand) errichtet wurde. Was die Grafen hierzu bewog, wird nicht mehr zu erfahren sein. Kurz vor deren Erlöschen geht Weissach 1361 an das Kloster Maulbronn über und wird schließlich 1504 mit diesem zusammen württembergisch. Das Herrenhaus soll seinen Namen daher haben, daß hier ein Mönch des Klosters Maulbronn – ein „Herr“ also – wohnte, welcher die Ablieferung des Zehnten überwachte. Da der heutige Bau erst in württembergischer Zeit entstand und offensichtlich nur ein Lager- und Vorratshaus war, wird man annehmen müssen, daß sein hochmittelalterlicher Vorgänger ein Palas oder wehrhafter Wohnbau war, der dann in der Klosterzeit zur Zehntscheuer absank. Die Gaden schließlich entstanden erst, als die Anlage nur noch Schutz vor Marodeuren und durchziehenden Truppen bieten konnte.

Eine genaue Untersuchung des Herrenhauses ergab, daß dieses in seinem jetzigen, durch die Zeit um 1600 geprägten Bestand entgegen den Ausführungen in der

2 WEHRKIRCHE WEISSACH. Erdgeschoßgrundriß der gesamten Anlage und Obergeschoßgrundriß des Herrenhauses.





3 DER BLICK auf Gaden und Kirche zeigt auch den neueren Eingang von Nordosten zum Kirchhof. Die Türe rechts führt zum ehemaligen Friedhof.

„Chronik der Gemeinde Weissach“ von 1955 nie ein Wohnhaus war. Der Bau aus Bruchsteinmauerwerk mit nur leichten, zuletzt völlig verrotteten Holzeinbauten hatte nie einen inneren Wandputz, seine Fensteröffnungen besaßen nur Holzläden und waren nie verglast. Er kann also nur Scheune und Vorratshaus gewesen sein. Hierbei war offenbar der Keller von erheblicher Bedeutung. Unter seinem noch recht gut erhaltenen und wie-

5 EIN GADEN der Wehrkirchenanlage.



4 DER TURM, ehemaliger Bergfried der Anlage.

der instandgesetzten zweiflügeligen Tor befindet sich ein weiteres, ebenfalls mit einem guten Schloß versehenes, dessen vier Füllungen vergittert sind. So konnte der Keller „diebessicher“ gelüftet werden. Lediglich der in der Chronik genannte Brand von 1876 bestätigte sich an den stark angekohlten Eichenbalken, welche die inneren Stürze der Fenster und des Tores im Erdgeschoß bilden. Nach außen haben diese Fenster Ei-

6 GADEN gegenüber der Nordseite der Kirche vor der Instandsetzung.



7 VORHER: Gaden mit alter Blocktreppe vor der Instandsetzung.



8 NACHHER: Der Gaden nach der schonenden Instandsetzung.



9 HERRENHAUS, Hofseite vor der Instandsetzung. Es diente als Speicher.



10 HERRENHAUS nach der Instandsetzung. Heute ist es Gemeinschaftshaus der Gemeinde.

chenzargen. Der Innenbau und das Dach scheinen damals völlig verbrannt zu sein und ebenso die Giebel, welche wahrscheinlich aus Fachwerk waren. Beim Wiederaufbau ging der damalige private Besitzer sparsam zu Werke. Die Giebel wurden aus Ziegeln und Abfallsteinen aufgemauert und das Holz von Decken und Dach hatte mehr Ähnlichkeit mit Gerüststangen als mit Kanthölzern. So gab es keine Veranlassung, davon etwas erhalten zu müssen. Andererseits bestand auch kein Anlaß, die Ausstellungshalle im Erdgeschoß und den Vortragsraum im Obergeschoß mit einem Verputz zu versehen. Die Balkendecke blieb sichtbar, da weder Schall- noch Brandschutz zu beachten war und auch der neue Dachstuhl, in alter Neigung wieder als Sparrendach konstruiert, blieb offen, schon wegen des Luft-

raumes für den Saal. Hier mußte lediglich zwischen den Sparren eine Wärmeisolierung eingebracht werden, da der Bau mit Nachtstrom-Speicherheizung ausgestattet ist.

Als unumgänglich mußten Fenster eingebaut werden und im Erdgeschoß eine Toilettenanlage. Da die Bretterläden meist geschlossen sind, hat sich der Bau äußerlich nicht verändert.

Noch günstiger war die Situation bei den Gaden. Hier wurde nur instandgesetzt und erneuert, nicht verändert. Selbst bei den Blocktreppen außen und innen und bei gar nicht oder nur ungenügend vorhandenen Geländern und Abschränkungen – heutigen Vorschriften längst nicht mehr genügend – konnte man sich auf das

11 DAS TOR zum Keller  
unter dem Herrenhaus nach  
der Instandsetzung.



In-Ordnung-bringen des Vorhandenen beschränken, ohne daß eine wachsame Aufsichtsbehörde eingegriffen hätte. Ein wohl selten glücklicher Fall; doch warum sollte der Denkmalpflege nicht auch einmal ein solcher beschert sein.

Daß im Zuge dieser Arbeiten auch die aus sichtbarem Bruchstein bestehende Ringmauer, ohnehin die Außenwand aller Gebäude, instandgesetzt wurde, braucht kaum besonders erwähnt zu werden. Genannt sei noch das Waschhaus, am Fuß des Burghügels zu Anfang des 19. Jahrhunderts an die Stützmauern angefügt. Es enthielt im Erdgeschoß ursprünglich die Waschküche, zuletzt einen ausgedienten Schweinestall und im Fachwerk-Obergeschoß den durch fest eingebaute Jalousieläden dauerbelüfteten Trockenraum. Der Zustand des ein wenig schief gewordenen Häuschens, das dazuhin in die Straße hereinragt, ließ in Weissach die Überzeugung wachsen, es komme nur der Abriß in Frage. Da aber in dem inzwischen in das Schwerpunktprogramm für Denkmalpflege aufgenommenen Objekt „Wehrkirche Weissach“ auch das Waschhaus namentlich aufgeführt war, gehörte seine Erhaltung zu den Voraussetzungen der Mittelbewilligung und es zeigte sich wieder

einmal, daß der äußere Augenschein eines völlig heruntergekommenen Baues trügen kann und bei genauer Untersuchung die Substanz sich als noch durchaus brauchbar erweist. Jetzt macht das renovierte Waschhaus erst deutlich, wie wichtig es für das Ortsbild als prägendes und maßstabbildendes Element am Fuße der Wehrkirche ist.

Da Kirche und Turm nur eines neuen Anstriches bedurften, war hier keine Gelegenheit zu baugeschichtlichen Beobachtungen gegeben, welche besonders hinsichtlich des stauferzeitlichen Mauerbestandes der Kirche interessant wären. So blieb auch der Verputz des Turmes unverändert, dessen Oberfläche man sich vielleicht etwas anders wünschen würde. Die mehrfach in der Literatur genannten Buckelquader bleiben – wenn sie überhaupt vorhanden sind – also weiterhin verborgen und damit bleiben noch offene Fragen für eine Beantwortung durch eine spätere Generation.

*Dr.-Ing. Walther-Gerd Fleck*  
Knappenweg 75  
7000 Stuttgart 80

## Rainer Laun: Abbruchkandidaten mit Zukunft Regierungsbezirk Karlsruhe

*Rhein-Neckar-Kreis, Sinsheim-Hoffenheim, Kirchstraße 14, ehem. Hofanlage*

Von der 1977 von der Stadt Sinsheim zum Abbruch aufgekauften Hofanlage steht heute nur noch das Wohnhaus, nachdem die zugehörigen Scheunen abgebrochen und die Lücke teilweise wiederbebaut wurde. Seit kurzer Zeit befindet sich dieses Anwesen im Besitz eines Zimmermeisters, so daß davon ausgegangen werden kann, daß die optimalen Voraussetzungen für eine fachgerechte Instandsetzung des in seinen oberen Geschossen mit Sichtfachwerk ausgestatteten Gebäudes vorliegen.

Neben der prominenten Lage im Zentrum des Ortsangers und dem herausragenden Standpunkt unterhalb der evangelischen Kirche, ist das stattliche Haus durch einen Erker am Straßengiebel ausgezeichnet. Ein (leerer) Wappenschild am Eingang zum großen Gewölbekeller läßt vermuten, daß das Anwesen wohl ehemals in herrschaftlichem Zusammenhang stand. Bei den Vorar-

beiten für die erforderliche umfassende Instandsetzung – die wegen erschwelter, jedoch lösbarer statischer Probleme im Gewölbereich des Kellers verzögert wird – kam in dem Erkerzimmer und dem Erker im 1. Obergeschoß unter einer Voutendecke des 19. Jahrhunderts eine zwar teilweise gestörte, jedoch gut rekonstruierbare (ehemals) getäfelte (kassettierte) Holzdecke zutage, die zusammen mit der in Resten erhaltenen Rot/Gelboker-Fassung des Fachwerks wohl in das 17. Jahrhundert zu datieren ist. In den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts hat eine Modernisierung stattgefunden, wie sie durch die Datierung des Gitters und der Eingangstüre belegbar ist und sich an Fenstern und Türen ablesen läßt. Zuletzt scheint mit dem Verputzen des Fachwerks zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine letzte Instandsetzung erfolgt zu sein.

Die Vorstellungen heute zielen auf eine Wiedergewinnung des Fachwerkbildes und auf eine Nutzung als Mehrfamilienhaus.





*Rhein-Neckar-Kreis, Sinsheim-Steinsfurt, Lerchenneststraße 8, sog. Alte Kaserne*

Nach jahrelangen, bis ins Jahr 1977 zurückreichenden Bemühungen verschiedener Instanzen, die zuletzt durch ministerielle Unterstützung zum Erfolg geführt haben, konnte das bereits vor Jahren als einsturzgefährdet eingestufte und schließlich zur Translozierung in ein Museum vorgesehene Fachwerkhaus an Ort und Stelle erhalten werden. Neben einem akzeptablen Finanzierungskonzept, zu dem auch die öffentliche Hand in nennenswerter Weise beigetragen hat, ist die Rettung des Hauses vor allem dem neuen Eigentümer, einem Zimmermeister, zu verdanken, dessen Engagement und handwerkliches Können die Gewähr dafür bieten, daß eine erfolversprechende, behutsame denkmalgerechte Lösung zustande kommt.

Das vom Schultheiß und Schankwirt Rautenbusch 1704 über einem 1626 errichteten Keller wieder aufgebaute und vergrößerte Haus ist nicht nur als architekturgeschichtliches Denkmal für die ganze Region bedeutsam, sondern nimmt auch innerhalb der Ortsgeschichte eine hervorragende Stellung ein. Bereits während der Vorarbeiten konnte der Beweis erbracht werden, daß dem im äußeren Erscheinungsbild durch repräsentative Fenstererker und aufwendige Fachwerkfigurationen ausgezeichneten Haus ein zumindest teilweise vergleichbares Interieur entsprach: in dem großen Repräsentationsraum mit Mittelsäule im 1. Obergeschoß wurden bislang übertünchte und unter einer abgehängten Decke verborgene Malereien zwischen den Deckenbalken aufgedeckt, die große bunte Tulpenblüten zeigen. Nach deren Freilegung und Sicherung steht im Frühjahr die Sanierung des Dachgeschosses und des Fachwerkgerüsts des vorderen Gebäudeteils an, nachdem bereits der abgesackte rückwärtige Teil angehoben und

statisch gesichert wurde. Voraussetzung für die Instandsetzung, der zum Teil stark angegriffenen Fachwerksubstanz am Giebel wird die Erstellung eines Schaubildes sein, in dem die verschiedenen Beschädigungsgrade des Holzes verzeichnet werden, um danach das Ausmaß der Erneuerungs- und Reparaturarbeiten festzulegen und später nachprüfen zu können. Die alten Fenstererker, die größtenteils abgebeilt wurden, werden rekonstruiert und die ursprünglichen Fensteröffnungen wieder hergestellt.

Über den Fortgang der Arbeiten soll später noch einmal berichtet werden.





*Rhein-Neckar-Kreis, Hemsbach, Mittelgasse 15, Kleingehöft*

Dem – von der Öffentlichkeit zunächst aus kritischer Distanz beobachteten – Einsatz eines Hemsbacher Bürgers ist es zu verdanken, daß eine äußerst reizvolle, kultur- und heimatgeschichtlich interessante kleine Gehöftanlage im alten Ortskern von Hemsbach insgesamt erhalten werden konnte. Das bereits aufgegebene und überplante einsturzgefährdete Objekt wurde beharrlich weitgehend in Eigenarbeit hergerichtet und behutsam zu einer kleinen Gaststätte umgebaut.

Das mit Wohnhaus, Scheune und Stall um ein kleines L-förmiges Höfchen gruppierte denkmalgeschützte Anwesen ist am Eingangsbogen zum Keller 1571 datiert. Die drei kielbogenförmig abschließenden Rahmen der Innentüren, die Reste einer volkstümlichen Innenwandbemalung sowie ein 1691 datierter Dachziegel geben

weitere Hinweise auf eine zeitliche Einordnung des Hauses. Erwähnenswert ist ferner noch ein „in situ“ aufgefundenes altertümliches Schiebefenster (vermutlich aus dem 18. Jahrhundert) sowie der Fund einer größeren Menge von zum Teil gut erhaltener Keramik (unter der Scheune), die mindestens bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht und derentwegen noch eine kleinere Grabung stattfinden soll.

Es ist aus denkmalpflegerischer Sicht als Glücksfall zu bezeichnen, daß die demnächst abgeschlossene, gelungene Instandsetzung des Hauses, bei der das Fachwerk

*FACHWERKMALEREI im 1. Obergeschoß.*



freigelegt und teilweise rekonstruiert wurde, sich mitten in dem demnächst als Sanierungsgebiet auszuweisenden Quartier befindet. Es kann wohl kaum überzeugender demonstriert werden, wie mit adäquaten Mitteln, handwerklichem Verständnis und Einfühlbarkeit ein völlig heruntergewirtschaftetes Kulturdenkmal – vor allem für die Öffentlichkeit gewinnbringend – wiederhergestellt werden kann, wenn nur die nötige Beharrlichkeit und die entsprechende Einsatzbereitschaft des Eigentümers vorhanden sind. Ein in Aussicht gestellter Zuschuß spielt in einem solchen Fall nur eine untergeordnete Rolle.

*Dr. Rainer Laun  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Karlstraße 47  
7500 Karlsruhe*



## Siegwalt Schiek: Schatzsuche – ein Kavaliersdelikt?

„Überraschen Sie Ihre Familie mit einem unserer Detektoren, und machen Sie eine abenteuerliche Reise zurück in die Vergangenheit, erobern Sie die Geschichte unserer Vorfahren.“ Solche und ähnliche Werbetexte finden sich seit einigen Jahren in Tageszeitungen und Illustrierten der verschiedensten Richtungen. Kauft ein den lockenden Aussichten verfallener Kunde ein solches „Schatzsuchgerät“, wird ihm im günstigen Falle noch eine kleine Broschüre mitgeliefert, aus der er entnehmen kann, daß es nützlich wäre, wenn er sich vor dem Einsatz des vielversprechenden Apparates wegen der in den Bundesländern verschiedenen Gesetzgebung mit dem jeweils zuständigen Kultusministerium, Regierungspräsidium, mit sonstigen Dienststellen oder einfach nur schlicht mit dem Grundstückseigentümer in Verbindung setzte. Weiterreichende Informationen werden von den Lieferanten jedoch zumeist nicht gegeben, und der Käufer muß – wenn er sich an die Behörden wendet – feststellen, daß die Gesetzgebung im Bereich des Denkmalschutzes in den verschiedenen Ländern den Einsatz solcher Geräte zum Aufspüren von Kulturdenkmälern durch Laien verbietet bzw. die Genehmigung zur Suche von der Behörde versagt wird. Der nicht genehmigte Einsatz wird als Ordnungswidrigkeit geahndet und mit einem Bußgeld belegt – in Baden-Württemberg von bis zu 100 000 DM, in schwerwiegenden Fällen bis zu 500 000 DM. Dies mag hart erscheinen, läßt sich aber begründen. Vorgeschichtliche Siedlungen, römische Kastelle, mittelalterliche Anlagen der verschiedensten Art bilden Archive für schriftlose Zeiten oder spiegeln historische Abläufe wider, die nicht schriftlich dokumentiert sind. In diesen Archiven ruht der bauliche oder sonstige Befund in einer untrennbaren Verbindung mit den Fundstücken, die nur in dieser Verbindung einen Aussagewert haben. Werden durch den Schatzsucher die Gegenstände aus Metall – und nur solche lassen sich orten – herausgewählt, ist die Einheit des Befundes gestört, wenn nicht gar zerstört. Wenn wir den Vergleich mit einer geschriebenen Urkunde ziehen wollen, bleibt ein Pergament übrig, auf dem irgendeine Handlung dokumentiert ist; die Namen der Handelnden, die Datierung, vielleicht auch der Ort, an dem die Handlung vollzogen wurde, sind jedoch von einem des Lesens solcher Urkunden unkundigen Laien abgeschnitten worden und liegen als kleine Fragmente – weit von der Urkunde entfernt – zerstreut in unbekanntem Privatbesitz. Die Urkunde selbst ist so gut wie wertlos geworden. Im archäologischen Bereich bleibt ein Kuchen übrig, aus dem die Rosinen herausgepickt sind.

Das baden-württembergische Denkmalschutzgesetz, das am 1. Januar 1972 in Kraft trat und in der Novellierung vom 6. Dezember 1982 im Bußgeldbereich verschärft wurde, bestimmt daher – um solche unkontrollierten Grabungen und sonstige Unternehmungen zu

verhindern – unter § 21, daß Nachforschungen, insbesondere Grabungen, mit dem Ziel Kulturdenkmale zu entdecken, der Genehmigung des Landesdenkmalamtes bedürfen. Verstöße gegen das Gesetz müssen aber nicht nur als Ordnungswidrigkeit behandelt werden, sie können auch schwerwiegendere Folgen nach sich ziehen. Dies sei an zwei rechtskräftig gewordenen Urteilen aufgezeigt.

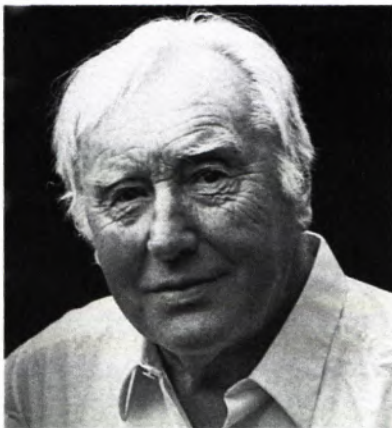
Fall 1. In unmittelbarer Nähe einer frühgeschichtlichen Befestigungsanlage konnten zwei Täter gestellt werden, die dort mit Metallsonden nach Funden gesucht und Erfolg hatten. Da es sich bei diesen Funden um solche von hervorragendem wissenschaftlichen Wert handelte, wurden sie nach § 23 (Schatzregal) des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes mit der Entdeckung Eigentum des Landes. Eine Übergabe an den Eigentümer unterblieb, und es erfolgte Anzeige wegen Unterschlagung. Nach dem Weg über mehrere Instanzen erging eine Verurteilung des Haupttäters zu 3200 DM und des Mittäters zu 1600 DM. Diese Summen mögen – gemessen an den möglichen Bußgeldern – gering erscheinen, schwerwiegend ist jedoch der Eintrag in das Strafregister, was bei einer Ordnungswidrigkeit nicht erfolgt wäre. Außerdem gehen die Gerichts- und Anwaltskosten, die nicht gering zu veranschlagen sind, zu Lasten der Täter. Die zur Tat benutzten Geräte wurden eingezogen.

Fall 2. Hier lagen die Verhältnisse anders. In einem römischen Vicus, in dem das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg ausgedehnte Grabungen durchführt, wurde während eines Feiertags der Inhalt eines römischen Kellers ausgeräumt, obwohl dieser durch Bohlen und Planen gut gesichert war. Es erfolgte Anzeige gegen Unbekannt, und der Täter konnte in kürzester Zeit ermittelt werden. Da die Funde durch die Grabung des Landesdenkmalamtes mit ihrer Entdeckung nach § 23 (Schatzregal) des Denkmalschutzgesetzes Eigentum des Landes geworden waren, wurde der Angeklagte wegen Vergehens des Diebstahls zu einer Geldstrafe in Höhe von 2800 DM verurteilt. Auch hier erfolgte ein Eintrag in das Strafregister.

In beiden Fällen wurde also nicht wegen einer Ordnungswidrigkeit verhandelt, sondern wegen einer Straftat, die drei Täter sind also vorbestraft. Wenn jemand seine Familie mit einem Detektor überrascht und eine abenteuerliche Reise zurück in die Vergangenheit unternimmt, um die Geschichte unserer Vorfahren zu erobern, kann ihm tatsächlich eine – wenn auch anders geartete – Überraschung widerfahren.

*Dr. Siegwalt Schiek  
LDA · Archäologische Denkmalpflege  
Silberburgstraße 193  
7000 Stuttgart 1*

## Personalia



### Dr. Adolf Rieth †

Am 14. 11. 84 ist Adolf Rieth, der erste Denkmalpfleger in dem nach Kriegsende neu gebildeten Landesteil Württemberg-Hohenzollern, von uns gegangen. Ein langes Leben, dessen Fixpunkte nach seinen eigenen Worten Kunst und Wissenschaft geheißt haben, hat seinen Abschluß gefunden.

Dieser spannungsgeladene Wechsel seiner Interessen hat ihn unablässig beherrscht und seine Biographie, wie sie in der Rückschau vor uns steht, zu einem ganz eigenen Bild werden lassen. „Diese Zweigleisigkeit begleitete mich mein ganzes Leben“, hat er in seiner letzten Veröffentlichung „Fünfzig Jahre zwischen Kunst und Wissenschaft“ geschrieben und damit festgehalten, wie er sich selbst gesehen hat.

In Reutlingen 1902 geboren, hat er schon in seiner Schulzeit viel gezeichnet und auch bald begonnen, in Ton zu modellieren – vor allem Köpfe, das menschliche Antlitz hat ihn zeitlebens gefesselt – dann aber in Tübingen das Studium der Naturwissenschaft begonnen, das er 1926 im Hauptfach Geographie, im Nebenfach Vorgeschichte mit der Promotion abschließen konnte.

Der erste Weg in die Fremde führt ihn nach Berlin an die Kunstgewerbeschule, er will wieder modellieren, jetzt auch in neuen Materialien wie Eisen und Blech, will experimentieren und neue Ausdrucksformen suchen, um den Weg zu der ihm gemäßen Form zu finden.

Kein Ort war in jenen Tagen für eine solche Wegsuche anziehender als Berlin. Doch was diese Zeit dort an Turbulenzen zu viel besaß, das fehlte ihr für ihn an ausreichenden Ordnungsmaßstäben, um ihn festzuhalten. Er kehrt zurück nach Tübingen, findet hier eine Beschäftigung im Präparieren und Ergänzen von Saurierskeletten und besinnt sich seines Nebenfaches Vorgeschichte. Er verfaßt Abhandlungen auf diesem Gebiet, darunter 1938 die „Vorgeschichte der Schwäbischen Alb“. Zwar findet er 1941–1943 eine Anstellung am Landesamt für Ur- und Frühgeschichte der Reichsuniversität Straßburg, wird für die letzte Kriegszeit noch eingezogen, doch insgesamt gesehen hatten die zurückliegenden Jahre sich für ihn ohne zukunftsstragende Basis gezeigt.

Dies ändert sich 1945. Die gewaltsame Zonenteilung des Landes hatte das südliche Gebiet Württembergs von Stuttgart mit den dort befindlichen zentralen Behörden abgetrennt, wodurch u. a. das neu gebildete Gebiet Württemberg-Hohenzollern für seinen überregional reichen Denkmälerbestand keine fürsorgende Institution mehr besaß. Carlo Schmid, einer der an der politischen Neuordnung Beteiligten, erkannte diesen Mißstand und bemühte sich erfolgreich, hier ein „Württembergisches Landesamt für Denkmalpflege, Dienststelle Tübingen“, einzurichten und deren Leitung Adolf Rieth zu übertragen.

Ein hoffnungsvoller Anfang, doch bei solcher Personallage mit ihm allein fast zugleich zu Hoffnungslosigkeit verurteilt. Zum Glück für die Sache trat sehr bald Oskar Heck auf den Plan, ein ausgebildeter Architekt, der von archäologischen Unternehmungen im Vorderen Orient Ausgrabungserfahrungen mitbrachte und der im Preußischen Kultusministerium bei Robert Hiecke, dem letzten Konservator der Kunstdenkmäler Preußens, sein reiches Wissen über Denkmalschutz und Denkmalpflege an zentraler Stelle hatte sammeln können. Oskar Heck übernahm deshalb im neuen Amt den Part der Baudenkmalpflege.

So konnte Adolf Rieth sich den Aufgaben zuwenden, die seinen Interessen

wie seinem Herzen am nächsten standen. Hier ist vor allem zu nennen die Anlage und Gestaltung von Friedhöfen und Mahnmalen für KZ-Opfer, eine Aufgabe, bei der die Staatl. Ämter für Denkmalpflege beratend mitzuwirken hatten. Mit dieser Aufgabe verbanden sich zwei seiner Anliegen, zum einen die künstlerische Mitwirkung bei der Gestaltung der Mahnmale, zum anderen seine fürsorgliche Absicht, den Bildhauern des Landes und ihrem Nachwuchs eine würdige Arbeit zu verschaffen. Sehr bald traten auch die Gemeinden, die für ihre Gefallenen Ehrenmale errichten wollten, an das Amt heran, so daß sich ein umfangreiches Betätigungsfeld für ihn ergab. Hierüber hat er eine ausführliche Foto- und Schriftkartei angelegt, und als Frucht seiner Gesamtbemühung über dieses Thema entstand sein Buch „Denkmal ohne Pathos“.

Seine weitgestreuten Interessen mag eine Auswahl aus seinen Beiträgen im „Nachrichtenblatt“ verdeutlichen. Ihn fesselten in gleicher Weise die „Künstler selbstporträts in barocken Deckenbildern“ wie die „Papageiendarstellungen in der mittelalterlichen Kunst Südwestdeutschlands“; die von leiser Wehmut begleitete Glosse „Vom Zauber alter Heimatmuseen – ein Nachruf!“ ist dennoch so realitätsbezogen wie der Sachbericht „Zur Frage der Verwendung von Muschelkalk – Blaubank“; wie auch der Artikel „Kunstwerk und Termin“ ersichtlich macht, daß es gerade nicht die ausgetretenen Wege waren, die seine Lust am Schreiben weckten. Diese Schreibfreudigkeit, gewiß ein markanter Zug von ihm, hat ihren Niederschlag gefunden in einer Reihe verschiedenartiger Beiträge zur Technikgeschichte der Vor- und Frühgeschichte (Holzbearbeitung, Eisentechnik, Tauschierung); und das weitgestreute Interesse, wiederum pendelnd zwischen Kunst und Wissenschaft, bekundet die überraschende Themenwahl seiner Bücher „Die Entwicklung der Drechseltechnik“, „Der Blitz in der bildenden Kunst“, „Fünftausend Jahre Töpferscheibe“.

Zu den Aufgaben des Amtes gehörte damals auch die Betreuung der Heimatmuseen. Im Idealfall eine Aufgabe, die

die wissenschaftlich ausgerichtete Präsentation mit der ästhetisch-künstlerischen Inszenierung zu verbinden hat, eine Aufgabe also ganz im Sinne von Adolf Rieth. Sie hat ihn deshalb auch manchen Orts zur Tat gereizt. So die kleine, anschauliche römische Schulsammlung in Rißtissen, im Bewußtsein der pädagogischen Wirkung an dieser Stelle in klarer und unprätentiöser Didaktik aufgebaut. Oder in Veringensstadt. Hier hatte er schon 1936 mit weiteren Beteiligten, mit denen er auch in den umliegenden Höhlen Grabungen durchgeführt hatte, eine Schausammlung eingerichtet. Der Krieg hatte sie vernichtet. So entstand 1966 hier ein neues, kleines Heimatmuseum, dessen einer Akzent sich der Darstellung der altsteinzeitlichen Jägerwelt widmete. Und hieraus wiederum erwuchs eine neue Frucht: Die überlebensgroße Plastik eines hockenden Neandertalers. In Zusammenarbeit mit einem Bildhauer entstanden, steht sie auf der Lauchertbrücke vor der eindrucksvollen Kulisse der eiszeitlichen Wohnhöhlen. Mit dem Hauch des Ahnungsvollen, den diese Steinfigur durchweht, ein Sinnbild des

Frühmenschen in seiner ersten tastenden Besinnung auf sich selbst. In Orten wie Friedrichshafen (Bodenseemuseum) oder Hechingen (Heimatmuseum) hat er jeweils die vor- und frühgeschichtliche Abteilung übernommen bzw. in Rottenburg (Sülchgaumuseum) die Gestaltung nach einem bestehenden Konzept. Das neue Federseemuseum in Bad Buchau – von Architekt Lehbruck Vorbildlich gebaut und von Adolf Rieth adäquat eingerichtet – empfand er dann zu Recht als eine schöne Bestätigung seiner Arbeit auf diesem Gebiet.

Dasjenige, das in der Museums vitrine zu ordnen war, selber aus dem Boden zu heben, hat ihn gleichstark gelockt. So war er Mitbegründer der Grabungen auf der Heuneburg gewesen, die 1950 anliefen und deren Grabungsstab er bis zu seiner Pensionierung 1967 angehört hat. Daß er eine 1962 anstehende Renovierung der Würmlinger Kapelle, diesem schwäbischen Baidol, für eine archäologische Untersuchung nutzte, erschien ihm wohl ebenso geboten, wie es für ihn als Reutlinger Sohn naheliegend war, noch nach seiner Pensionierung ei-

ne Grabung auf der Achalm, dem städtischen Hausberg, in Angriff zu nehmen.

Zuguterletzt noch etwas zu seinem Persönlichkeitsbild. Er war, wie es jemand gesagt hat, ein Original, das in keine Schablone paßte. Gewiß eine Beobachtung, die die Konturen seines Wesens ziemlich genau umreißt. Er schätzte überaus jede Situationskomik, auf die er blitzschnell, doch immer spürbar vernehmlich, zu reagieren wußte. Er verstand es glänzend, Verblüffungen zu inszenieren. So stellte er im Vorraum des Amtes ein buntbezäumtes weißes Karussellpferd auf; oder im Garten seines Hauses eine übermannshohe geborstene Eisenplatte, Rest einer Schiffshavarie, die „Schiffsplanke mit Leck“. Jedermann wußte sogleich, woran er war. Das waren Züge, die ihn liebenswert machten. Alle, die Adolf Rieth gekannt haben, werden ihn sobald nicht vergessen.

*Wolfram Noeske*



## Volker Osteneck

Leiter des Referats Inventarisierung

Volker Osteneck, Jahrgang 1941, wurde als Sohn baltendeutscher Eltern in Polen geboren. In den Kriegs- und Nachkriegsjahren gelangte die Familie nach mehreren Zwischenstationen 1955 in die Gegend von Ulm, wo Osteneck 1961 das Abitur machte. Anschließend studierte er in Freiburg und München Kunstgeschichte im Hauptfach und eine Reihe von Nebenfächern, von denen er sich schließlich auf Klassische und Christliche Archäologie konzentrierte. 1969 promovierte er bei Prof. Gose-

bruch mit einer Dissertation über „Die romanischen Bauteile des Freiburger Münsters“.

Nach einjähriger Redaktionsarbeit beim Lexikon für Christliche Ikonographie kam Osteneck 1970 zum Rheinischen Amt für Denkmalpflege in Bonn. Dort arbeitete er zunächst in der praktischen Denkmalpflege, wurde dann in dem neu geschaffenen Referat „Vorbereitende Denkmalpflege“ eingesetzt, das später den Namen „Listenerstellung“ bekam. Hier entwickelte und erprobte er Konzepte der Listeninventarisierung von der Erfassung der Denkmale bis zu den verschiedenen Möglichkeiten der verbalen, bildlichen und graphischen Darstellung der Ergebnisse und deren Publikation in gedruckten Denkmalverzeichnissen. Dabei waren u. a. zwei Hauptaufgaben zu bewältigen, zum einen das Finden eines vernünftigen Weges zwischen erwünschter Schnelligkeit und gebotener Gründlichkeit, zum anderen die Erarbeitung von Kriterien zur Unterscheidung von Denkmal und Nicht-Denkmal im unteren Qualitätsbereich, der sog. Grauzone. Dies führte ihn zu Untersuchungen über die verschiedenen Denkmalbedeutungen, deren Strukturierung und die Möglichkeit ihrer praktischen Anwendung. Ein wesentlicher Teil Ostenecks Forschungen galt auch der Auseinandersetzung mit der Architektur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts

(fälschlich „Gründerzeit“ genannt), deren euphorische Entdeckung er aktiv miterlebte, desgleichen die mit wachsender Kenntnis sich einstellende Ernüchterung und das Bestreben, dem „Alles-oder-Nichts“-Denken mit fachlich fundierten Differenzierungen zu begegnen. Bei der vom zuständigen Fachminister finanziell getragenen Aktion zur flächendeckenden Denkmalerschließung übernahm Osteneck für den Landesteil Rheinland Planung, Organisation und Leitung dieser Aufgabe. Daneben beschäftigte er sich mit Problemen der Denkmaltopographie.

Seit April 1984 leitet Osteneck beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg das Referat Inventarisierung, zu dem Listenerfassung, Ortskernatlas und Inventarisierung gehören – ein erweiterter Aufgabenbereich in einer ihm von früher her nicht ganz unbekanntem Kulturlandschaft. Auch seine Frau und seine beiden Kinder empfinden den Wechsel von der Bundeshauptstadt in die schwäbische Metropole nicht als Abstieg und haben sich hier schon gut eingelebt.

## Buchbesprechungen

**Hans Stather: Konstanzer Grabungsberichte. Neue Ausgrabungsfunde Alt-Konstanzer Baulichkeiten – Zeugnisse frühmittelalterlichen Lebens. Verlag des Südkurier, Konstanz 1984. 72 Seiten mit 10 Abbildungen und 8 Lageskizzen.**

Will man das Bild einer mittelalterlichen Stadt in all ihren verschiedenen Zeithorizonten unter einem heute stark überbauten Siedlungskern rekonstruieren, ist man in vielen Fällen und allerorten auf die Beobachtung oft zufälliger Bodenaufschlüsse angewiesen. Dies betrifft in besonderem Maße die Stadtkerne, welche in ihrem Denkmälerbestand ohne größere Einbußen über den 2. Weltkrieg hinübergerettet werden konnten. Sofern hier nicht größere Flächen-sanierungen vorgenommen werden, bleibt die Beobachtung kleiner Baugruben, der Gräben von Versorgungsleitungen und des Kanalnetzes oder anderen Bodeneingriffen überlassen. Konstanz, das zur Zeit Schauplatz einer größeren Sanierungsmaßnahme ist, die gegenwärtig auch von einem Schwerpunktprogramm des Landesdenkmalamtes begleitet wird, hat seine historische Vergangenheit in den früheren Jahrzehnten zumeist in solchen kleineren Aufschlüssen preisgegeben. Das vorliegende Büchlein berichtet nun über fünf solcher Befunde, die durch archäologische Kleinuntersuchungen mehr oder weniger systematisch aufgeschlossen wurden und neue Erkenntnisse über bisherige Forschungsansichten lieferten. Es handelt sich um „die Stadtmauer des 10./11. Jhs.“ (S. 9–19), „neue Funde an der Marktstaedte 1979–1981“ (S. 20–39), „die Stadtmauer am Doebele und der Friedhof in der „Pfaugasse“ (S. 40–41), „die Rampe zum Rheintorturm“ (S. 42–45) und „eine Schanze aus dem 17. Jahrhundert“ (S. 46–48).

Zu dem in der älteren Forschung angenommenen Verlauf einer im 10./11. Jahrhundert errichteten ersten Stadtmauer haben sich trotz dreier Bodenaufschlüsse im angrenzenden Bereich keine eindeutigen Hinweise finden lassen. Die angetroffenen Mauerspuren bei Haus Hofhalde Nr. 4, in Versorgungsleitungsgräben westlich und nordwestlich der Stephanskirche sowie in der Baugrube des neuen Gemeindezentrums St. Stephan, welche vom Verf. ausführlich in ihrem Erscheinungsbild diskutiert werden, gehören allesamt in

andere zeitliche und bauliche Zusammenhänge. So ergibt sich also für das frühe Konstanz das Bild einer sich „im Schatten der neuen Kirche“ ansammelnden Siedlung, deren Mittelpunkt die stark bewehrte Bischofsburg blieb.

Völlig unerwartete Befundaufschlüsse lieferten die Untersuchungen in der Marktstaedte. Hier wurden neben Teilen durch frühneuzeitliche Bildaufnahmen bekannter Hausbauten (Aberhagen) eine Brunnenbasis und Grundmauern des ehemaligen Hotels „Kreuz“ zwei Mauerzüge an der Südfront des Südkurierhauses, zwei Skelettfunde mit Ziegelbedeckung der Schädel sowie ein zusammenhängender Hausgründriß gefunden, deren Bedeutung im einzelnen aber nicht erkannt werden konnte.

Bei einer Untersuchung bei Rohrverlegungsarbeiten am Doebele in der Straße zur Laube Haus Nr. 3 bis Haus Nr. 15 wurden mit einer 2 m breiten Mauer nach Ansicht des Verf. die im 15. Jahrhundert angelegte Stadtmauer zwischen Emmishofer-Tor und Schnetztor angetroffen. Auch von dieser Mauer sind mittelalterliche Ansichten erhalten.

An der Ecke Hussenstraße/Pfaugasse fand sich im Oktober 1981 ein menschliches Skelett, das unter einer Auffüllschicht lag, aus der Keramik des 13./14. Jahrhunderts geborgen werden konnte. Das Skelett befindet sich im Bereich des dort bezeugten Friedhofes St. Paul und markiert möglicherweise dessen Südgrenze.

Teile der die Verbindung vom Rheintorturm zur Niederburg herstellenden Damms, auch Rampe genannt, wurden bei Tiefbauarbeiten im Jahr 1980 in der Rheingasse entdeckt und trotz widriger Umstände dokumentiert. Es zeigten sich noch drei Gewölbe der ursprünglichen Anlage, die aber allesamt zerstört waren bzw. im Zuge der Bauarbeiten zerstört wurden. Abb. 6 auf S. 60 verdeutlicht den hervorragenden Zustand beim Antreffen des Gesamtbefundes.

Teile der Ende des 17. Jahrhunderts begonnenen groß angelegten Verteidigungssysteme um die Stadt Konstanz wurden bei großflächigen Ausschachtungsarbeiten im Jahr 1979 beim Kreuzlinger Zoll festgestellt. Es handelt sich hier um eine der wichtigsten Schanzen des gesamten Befestigungswerkes, die vor dem Kreuzlinger Tor gelegen war. Die Aufnahme des angetroffenen Befundes läßt ein mächtiges Schanzwerk erkennen, zu dem Teile eines kleinen Gebäudes, das vielleicht als Wachhaus anzusprechen ist, gehörten. Im Zusammenhang mit dieser Untersuchung konnte auch der frühere Stadtgraben aufgedeckt werden.

Die genannten Bodenaufschlüsse und die dabei gewonnenen Erkenntnisse lassen allesamt deutlich werden, daß die Deutung der Befundaufschlüsse in den Ansätzen stecken bleiben muß, sofern nicht in größerem Zusammenhang und

größerflächig Ausgrabungen durchgeführt werden und diese auch ohne den zeitlichen oder räumlichen Druck von Baumaßnahmen und Baumaschinen erfolgen können. Auf dieses besondere Problem geht Verf. in seinem Nachwort ein, das neben einer kurzen Skizze der Forschungsgeschichte der Konstanzer Stadthistorie vor allem die enge Zusammenarbeit „zwischen Ämtern, Bauleitungen und der Denkmalpflege für die Bodenforschung“ beschwört. Das Bändchen wird beschlossen von einer Literaturliste, dem Bildnachweis sowie dem Abbildungsteil, bei dem allerdings die Querverweise in den betreffenden Kapiteln fehlen, was zum besseren Verständnis sicherlich beigetragen hätte ebenso wie eine Aufnahme des Stadtplans, der die aufgedeckten Befunde im Zusammenhang der gesamten Stadtopographie erkennen hätte lassen. Insgesamt verbirgt sich hinter der Schrift das Engagement eines sog. Laien für die Belange der archäologischen Stadtkernforschung und Denkmalpflege, das in einer Zeit der trotz angeblich gestiegenen Denkmalbewußtheit immer noch erfolgenden unbeachteten Bodeneingriffe in archäologisch höchst wichtigem Terrain nur zu begrüßen ist. *Egon Schallmayer*

**Reinhard Worschech: Bildstöcke. Wahrzeichen der Landschaft. Rosenheim 1981 (= Rosenheimer Raritäten), 160 S., zahlr. Abb.**

Die reich bebilderte Publikation bietet einen informativen Überblick über die geschichtliche Bedeutung und die Formenvielfalt des Bildstockes, der als „Denkmal der Volksfrömmigkeit“ und prägendes Element einer Kulturlandschaft besondere Aufmerksamkeit verdient. Der Autor, Bezirksheimatpfleger von Unterfranken und Lehrbeauftragter für Volkskunde an der Universität Würzburg, möchte mit diesem Buch das Verständnis für diese Flurdenkmale vertiefen und damit letztlich auch ihre Pflege und ihren Schutz sicherstellen.

Die Beispiele stammen vor allem aus dem fränkischen Teil Bayerns und aus Österreich, sie werden in acht Farbtafeln und vielen Schwarz-Weiß-Abbildungen vorgestellt. Eine chronologische Reihe exemplarischer Bildstöcke von der Gotik bis ins 19. Jahrhundert stellt den Wandel der Stilformen übersichtlich dar. Es ist Reinhard Worschech ein besonderes Anliegen, die enge Beziehung des Bildstocks zu Mensch und Landschaft aufzuzeigen. Das Inhaltsverzeichnis nennt die wesentlichen Aspekte, die für die Beschäftigung mit Bildstöcken wichtig sind: Der Bildstock als Denkmal der Frömmigkeit; Bildstöcke – Wahrzeichen der Landschaft; Von Stilarten und merkwürdigen Geschichten; Setzungsgründe; Stifter und Bildstocksetzer; Bildstöcke – Zeichen der Gläubigkeit; Sagen und Begeben-

heiten; Heilige auf Bildstöcken; Wallfahrten und Prozessionen; Inschriften; Renovierungsmaßnahmen und Gedanken zum Denkmalschutz.

Der Text ist engagiert formuliert, der Inhalt populärwissenschaftlich abgefaßt und mit vielen wörtlich wiedergegebenen Inschriften belebt. Allerdings hätte eine bessere Schlußredaktion des Textes manchen – z. T. gravierenden – Fehler vermeiden helfen. So müßte z. B. auf S. 24/25 der historische Begriff „Freundschaft“ mit „Verwandtschaft“ übersetzt werden; nicht einzuleuchten vermag auch, daß eine besondere Hochschätzung von „Nachbarschaft und Freundschaft“ gerade in Franken und Kärnten für die formenreiche Ausbreitung des Bildstocks namhaft gemacht wird. Daß es sich bei den auf S. 112 abgebildeten Steinen nicht um Steinkreuze handelt, sondern um (Mark-)Steine mit Johanniterkreuzen, ist auch dem flüchtig Betrachtenden offenkundig. Die Datierung („um 1300“) dürfte kaum haltbar sein.

Trotzdem ist die vorliegende Veröffentlichung insbesondere für den Erstinteressierten alles in allem ein recht „anschauliches“ Buch im besten Wortsinn, das sein Ziel, mehr Heimatbewußtsein zu schaffen und den Blick auch für die kleinen Denkmale in unserer Umgebung zu schärfen, durchaus erreichen kann.

*Inge Schöck*

**Peter Assion und Rolf Wilhelm Brednich: Bauen und Wohnen im deutschen Südwesten. Dörfliche Kultur vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1984. 236 S., 130 Abb., davon 27 farbig.**

Beim ersten Durchblättern des zur Besprechung vorliegenden Buches über ländliches Wohnen und Bauen in Baden-Württemberg sticht sofort das Fotomaterial ins Auge, das die beiden Volkskundler Assion und Brednich zusammengestellt haben. Es ist hervorragend ausgewählt, wobei die alten Aufnahmen sowie die Zeichnungen und Gemälde des 19. und frühen 20. Jahrhunderts eine besondere Stellung einnehmen. Die Abbildungen machen das Ziel deutlich, das die Autoren verfolgen; ästhetische Gesichtspunkte waren bei ihrer Auswahl nicht das dominierende Kriterium, wie bei manchen vergleichbaren Werken. Viele Fotos führen den Betrachter in das Haus. Sie zeigen, wie die Menschen in ihren Häusern gewohnt und gewirtschaftet haben, z. B. zahlreiche Einrichtungsdetails, den Weber bei der Arbeit, Kinder bei den Hausaufgaben, die Bauern beim Morgenkaffee oder nach der Arbeit, gesellige Zusammenkünfte in der Spinnstube u. a. m.

Die Autoren sehen Mensch und Haus „als relative, in Wechselwirkung aufeinander bezogene Einheit“ (S. 10) und stellen so den Hausbewohner in den

Vordergrund ihrer Darstellung. Die fügekundliche Bauanalyse und die bisher häufig herausgestellte künstlerische Gestaltung der Fassaden wollen sie den Kausalbeziehungen zwischen dem Haus und seinen Bewohnern unterordnen. Die „Vielzahl der Verrichtungen und Interaktionen, die in einem bewohnten Haus den Alltag bestimmten und zum Teil noch bestimmen“ (S. 10), die Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Haus und die durch sie bestimmte Lebensweise sowie das „Funktionieren“ des Hauses sind die Themen, denen die Autoren in erster Linie ihre Aufmerksamkeit schenken wollen. In diesem Zusammenhang benutzen sie den Begriff des „ganzen Hauses“, mit dem sie das Haus selbst und Arbeiten und Wohnen mit den gesamten Lebensvollzügen in ihm abdecken wollen. Hier wäre vielleicht ein Hinweis auf Otto Brunner und seine Verwendung des Begriffes im Sinne alteuropäischer Ökonomie, auf dessen Anlehnung an Wilhelm Heinrich Riehl, einen der Väter der Volkskunde, und eine kurze Diskussion der offenbar nicht übereinstimmenden Begriffsinhalte dienlich gewesen.

Assion und Brednich können ihrem Anspruch weitgehend gerecht werden, nicht nur durch das hervorragende Bildmaterial, auch durch die aussagestarken schriftlichen Quellen und durch manche Grund- und Aufrisse. Sie unterteilen Baden-Württemberg in 17 Landschaften – eine andere Untergliederung wäre sicher auch berechtigt – und beschreiben sie hinsichtlich der Entwicklung ihres historischen Hausbestandes wie ihrer Lebens- und Wohnverhältnisse. Ihre Ausführungen zeigen, daß nicht nur wirtschaftliche und soziale Strukturen und Veränderungen in ihrer Auswirkung auf den Baubestand betrachtet

werden müssen, daß vielmehr auch die Geschichte der Mentalitäten und die historische Verhaltensforschung Antworten geben können auf Fragen wie: warum wurde ab einer bestimmten Zeit gerade dieser Haustyp vorgezogen, warum jene Veränderung vorgenommen? In den Ausführungen der Autoren wird – allerdings nur zwischen den Zeilen – auch deutlich, und dies betrifft sehr stark den Denkmalpfleger, daß durch den bloßen Erhalt der Fassade ein Haus eigentlich seine Identität verliert. In einem Haus, in seinem Grund- und Aufriß und deren Veränderungen, haben sich zahlreiche Spuren von Geschichte abgelagert, die in ihrer Bandbreite und Aussagekraft vielleicht immer noch unterschätzt werden. Die Außenhaut des Gebäudes allein kann jedenfalls diese Spuren nicht sichern.

Besonderes Interesse des Hausforschers verdient das letzte Kapitel dieses Buches, das neue Quellen zur Hausforschung vorstellt, die bisher häufig vernachlässigt wurden. Durch die Wandlung der Hausforschung zur Wohnforschung, die dieses Buch ja letztlich vollzieht, ist die Einbeziehung bzw. stärkere Berücksichtigung dieser Quellengattungen allerdings naheliegend. In diesem Buch werden sie allerdings auch nur in Auswahl herangezogen. Es handelt sich um historische Topographien, medizinische Topographien, Reisebeschreibungen, die Werke von Heimat- und Volksschriftstellern und vor allem um Bildquellen, denen hinsichtlich ihrer Aussagekraft zu den täglichen Lebensvollzügen in und um das Haus erhöhte Bedeutung zukommt. Ein gutes Literaturverzeichnis und ein Sachregister runden den Band ab, der der südwestdeutschen Hausforschung manche Anregung geben kann.

*Wolfgang Seidenspinner*

## Mitteilungen

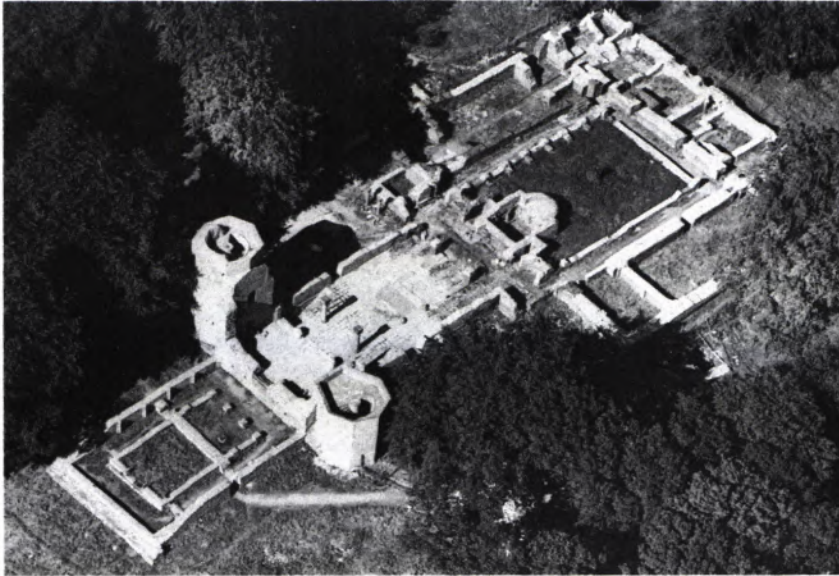
### Die Michaelsbasilika auf dem Heiligenberg bei Heidelberg ist wieder zugänglich

Vor ziemlich genau acht Jahren mußte in dieser Zeitschrift (6, 1977, 34) auf den desolaten Zustand der Reste des Michaelsklosters auf dem Heiligenberg hingewiesen werden. Damals bestand wenig Hoffnung auf eine rasche Verbesserung des beklagenswerten Zustandes; alle Zeichen schienen vielmehr auf weiteres langes Siechtum der Ruinen hinzudeuten.

Wenn sich dem Besucher heute ein völlig verändertes Bild bietet, ist dies dem Zusammentreffen mehrerer glücklicher Umstände zu danken. Zum einen hat die Stadt Heidelberg alle Kräfte mobilisiert, um die festgefahrene Situation wieder zu beleben. Zum andern ergab sich durch das Schwerpunktprogramm

der Landesregierung für die Denkmalpflege die Möglichkeit, auch so schwierige Fälle anzufassen. Und zum dritten fanden Eigentümer und Landesdenkmalamt im Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Heidelberg (bes. Dr. P. Marzolff), im Architekten Dipl.-Ing. B. Burger, Heidelberg, in der Schutzgemeinschaft Heiligenberg (Dr. B. Heukemes) und in der Fa. Walz, Obersensbach, Partner, die mit viel Engagement und Kooperationsbereitschaft an die schwierige Aufgabe heranzugehen.

Es ist noch zu früh, einen ausführlichen Bericht über die Arbeiten im einzelnen zu geben; dies wird im Zuge der gerade begonnenen wissenschaftlichen Aus-



Luftbild freigegeben vom Regierungspräsidium Karlsruhe Nr. 10/5133.

wertung geschehen. Über die archäologischen Grabungen hat P. Marzolf in Jahrgang 11, 1982, 129–141 und in den Archäologischen Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1983, 205–211 berichtet. Am 7. und 8. März 1985 fand in Heidelberg ein Colloquium unter Beteiligung von Vertretern aller betroffenen Disziplinen statt, bei dem ein erstes Fazit gezogen und Schwerpunkte der künftigen Arbeit erörtert wurden.

Ziel der Arbeiten war es, den baugeschichtlichen Reichtum der aus dem 10. bis 16. Jahrhundert stammenden Ruinen, die längst Bestandteil vieler Architekturhandbücher sind, so zu sichern, daß einerseits ihre Erhaltung auf absehbare Zeit gewährleistet werden kann und andererseits ihre Geschichte ablesbar bleibt. Dafür wurde das ganze Kloster neu vermessen und alle unvermeidbaren Bodeneingriffe archäologisch begleitet. Manche im Laufe der Zeit eingetretene Verunklärung der Befunde wur-

de rückgängig gemacht, Raumzusammenhänge verdeutlicht, ohne den Ruinencharakter mehr als unumgänglich zu beeinträchtigen.

Der interessierte Besucher findet sowohl in der Ruine selbst als auch in einem kleinen Kiosk beim Eingang Informationen (die noch verbessert werden sollen). Wenn an die Stelle des Bauzaunes nach fünf Jahren Arbeit nun in großzügigem Abstand eine stabile Einfriedung getreten ist, die nur einen Eingang freiläßt, mag mancher Besucher dies mit uns bedauern, sich jedoch in Erinnerung rufen, welch große Schäden vor 1979 leider durch unachtsame Besucher mit verursacht wurden. Die so geschaffene „Distanz“ und das Interesse der Freunde des Heiligenberges werden hoffentlich dazu beitragen, daß die Michaelsbasilika noch lange als eines der bedeutendsten Architekturzeugnisse des Landes erhalten bleibt.

Dietrich Lutz

### Ausschreibung für den Württembergischen Archäologiepreis zur Würdigung von Verdiensten um die heimische Vor- und Frühgeschichte

Zum 4. Mal haben die württembergischen Volksbanken und Raiffeisenbanken den von ihnen gestifteten Württembergischen Archäologiepreis ausgeschrieben. Mit ihm werden besondere, auf freier Initiative beruhende, also nicht beruflich bedingte Verdienste um die Entdeckung, Erforschung, Erhaltung, Publikation oder Präsentation von archäologischen Funden in Württemberg gewürdigt.

Der Preis ist mit 5000 DM dotiert und wird jährlich verliehen. Zu ihm werden eine Urkunde und eine Nachbildung der Goldschale aus dem keltischen Fürstengrab von Hochdorf ausgehändigt.

Vorschläge zur Verleihung dieses Preises in der Bundesrepublik Deutschland einmaligen Preises können bis zum **30. Juni 1985** an den Württembergischen Genossenschaftsverband, 7000 Stuttgart 1, Postfach 94, gerichtet werden. Über die Preisverleihung entscheidet eine Jury, der Repräsentanten des Innenministeriums, des Landesdenkmalamtes, des Württembergischen Landesmuseums, der kommunalen Spitzenverbände, der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern sowie der genossenschaftlichen Banken angehören.

Die Volksbanken und Raiffeisenbanken tragen mit dieser Stiftung der Tatsache Rechnung, daß neben Fachleuten auch Laien auf dem Gebiet der Archäologie hervorragende Beiträge zur geschichtlichen Erforschung Württembergs geleistet haben. Um die Resonanz der Vorgeschichtsforschung in der Öffentlichkeit zu fördern, erfolgt die Preisverleihung in einer öffentlichen Veranstaltung, auf der ein Vortrag über ein Thema der Landesarchäologie gehalten wird.

### Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten.)

#### Fotoaufnahmen stellen zur Verfügung:

Dugimont, Hemsbach 134;  
W.-G. Fleck, Stuttgart 127 Abb. 3, 130 Abb. 10;  
Lossen-Foto KG, Heidelberg 140;  
Württ. Landesmuseum, Stuttgart Titelbild (Foto: P. Frankenstein), 90 Abb. 4, 91;  
LDA-Freiburg 94, 118 Abb. 8, 119, 121 Abb. 15;  
LDA-Karlsruhe 97 Abb. 3, 98, 99, 101 Abb. 11, 102, 132, 133;  
LDA-Stuttgart 90 Abb. 2, 3, 92, 93, 95, 104, 107 Abb. 7, 108–111, 128 Abb. 4, 5, 6, 129, 130 Abb. 9.

#### Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

W.-G. Fleck, Stuttgart 127;  
H. Gampp, Karlsruhe 100, 101 Abb. 10;  
P. Schneider, Karlsruhe 96;  
Stadt Freiburg, Tiefbauamt 117 (publiziert bei J. Diehl, Die Tiefkeller im Bereich Oberlinden – Zeugnisse der baulichen Entwicklung Freiburgs im 12. und 13. Jahrhundert, Freiburg 1981);  
Stadtarchiv Freiburg 113, 116;  
LDA-Freiburg 114, 115, 118 Abb. 9, 119 Abb. 13, 120;  
LDA-Karlsruhe 97 Abb. 2;  
LDA-Stuttgart 89, 105–107 Abb. 6, 8.  
Aus: Albert/Wingenroth, Freiburger Bürgerhäuser aus vier Jahrhunderten, Freiburg 1923, 112.  
Aus: Die Denkmalpflege XII, 1910, 121 Abb. 16.

# Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

## Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

### Band 1

Peter Breitling  
Hans Detlev Kammeier  
Gerhard Loch  
Tübingen  
*Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns*  
München/Berlin 1971

### Band 2

Reinhard Lieske  
*Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg*  
München/Berlin 1973

### Band 3

*Stadtkern Rottweil*  
*Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt*  
München/Berlin 1973

### Band 4

Heinz Althöfer  
Rolf E. Straub  
Ernst Willemsen  
*Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke*  
München/Berlin 1974

### Band 5

*Der Altar des 18. Jahrhunderts*  
*Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe*  
München/Berlin 1978

### Band 6

*Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege*  
Verlag Ernst Wasmuth  
Tübingen 1978

## Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

*Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm*

Bearbeitet von  
Hans Andreas Klaiber  
und  
Reinhard Wortmann  
München/Berlin 1978

*Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim*

Bearbeitet von  
Hans Huth,  
mit Beiträgen von  
E. Gropengießer,  
B. Kommer,  
E. Reinhard,  
M. Schaab  
München/Berlin 1982

Adolf Schahl,  
*Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises*  
München/Berlin 1983

## Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

### Band 1

Günter P. Fehring  
*Unterregenbach*  
*Kirchen, Herrnsitz, Siedlungsbereiche*  
Stuttgart 1972  
Verlag Müller & Gräff

### Band 2

Antonin Hejna  
*Das „Schlöble“ zu Hummertsried*  
*Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts*  
Stuttgart 1974  
Verlag Müller & Gräff

### Band 3

Barbara Scholkmann  
*Sindelfingen/Obere Vorstadt*  
*Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters*  
Stuttgart 1978  
Verlag Müller & Gräff

### Band 4

*Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg*  
Stuttgart 1977

### Band 5

Hans-Wilhelm Heine  
*Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee*  
Stuttgart 1979

### Band 6

*Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg*  
Stuttgart 1979

### Band 7

*Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg*  
Stuttgart 1981  
LDA · Selbstverlag  
Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth  
Tübingen

### Band 8

*Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg*  
Stuttgart 1983  
LDA · Selbstverlag  
Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth  
Tübingen

## Fundberichte aus Baden-Württemberg

**E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung**  
(Nägele u. Obermüller)

Band 1 Stuttgart 1974  
Band 2 Stuttgart 1975  
Band 3 Stuttgart 1977  
Band 4 Stuttgart 1979  
Band 5 Stuttgart 1980  
Band 6 Stuttgart 1981  
Band 7 Stuttgart 1982  
Band 8 Stuttgart 1983  
Band 9 Stuttgart 1984

## Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag

### Band 1

Rolf Dehn  
*Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg*  
Stuttgart 1972

### Band 2

Eduard M. Neuffer  
*Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)*  
Stuttgart 1972

### Band 3

Teil 1: Robert Koch  
*Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach*  
Teil 2: Alix Irene Beyer  
*Die Tierknochenfunde*  
Stuttgart 1972

### Band 4

Teil 1: Gustav Riek  
*Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)*  
Stuttgart 1973

### Teil 2:

Joachim Boessneck  
Angela von den Driesch  
*Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle*  
Stuttgart 1973

### Band 5

Hans Klumbach  
*Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)*  
Stuttgart 1973

### Band 6

Dieter Planck  
*Arae Flaviae I*  
*Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil*  
Stuttgart 1975

### Band 7

Hermann Friedrich Müller  
*Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)*  
Stuttgart 1976

### Band 8

Jens Lüning  
Hartwig Zürn  
*Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg*  
Stuttgart 1977

### Band 9

Klemens Scheck  
*Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis)*  
*Ausgrabung 1960*  
Stuttgart 1977

### Band 10

Peter Paulsen  
Helga Schach-Dörges  
*Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)*  
Stuttgart 1978

### Band 11

Wolfgang Czys, Hans Heinz Hartmann, Hartmut Kaiser, Michael Mackensen, Günter Ulbert  
*Römische Keramik aus Bad Wimpfen*  
Stuttgart 1981

### Band 12

Ursula Koch  
*Die fränkischen Gräberfelder von Bargaen und Berghausen in Nordbaden*  
Stuttgart 1982

### Band 13

Mostefa Kokabi  
*Arae Flaviae II*  
*Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil*  
Stuttgart 1982

### Band 14

U. Körber-Grohne, M. Kokabi, U. Piening, D. Planck  
*Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim*  
Stuttgart 1983

### Band 15

Christiane Neuffer-Müller  
*Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)*  
Stuttgart 1983

### Band 16

Eberhard Wagner  
*Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)*  
Stuttgart 1983

## Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

*Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.*

*Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).*

*Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.*

### Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste  
Mörrikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1

#### Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Stuttgart)

#### Bau- und Kunstdenkmalpflege

Zentrale Planungsberatung  
Zentrale Restaurierungsberatung  
Mörrikestraße 12  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 6 47-1

#### Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung  
Archäologische Zentralbibliothek  
Silberburgstraße 193  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologie des Mittelalters  
Silberburgstraße 193  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 6 47-1

#### Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Karlstraße 47  
7500 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Amalienstraße 36  
7500 Karlsruhe 1  
Telefon (07 21) 1 35 53 00

Archäologie des Mittelalters  
Karlstraße 47  
7500 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 1 35 53 11

#### Außenstelle Freiburg

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Freiburg)

Colombistraße 4  
7800 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Adelhauser Straße 33  
7800 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 3 69 91

Archäologie des Mittelalters  
Colombistraße 4  
7800 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 2 04 20 25

#### Außenstelle Tübingen

(zuständig für den  
Regierungsbezirk Tübingen)

Schönbuchstraße 14  
7400 Tübingen-Bebenhausen  
Telefon (0 70 71) 6 60 11

Schloß, Fünfeckturm  
7400 Tübingen  
Telefon (0 70 71) 2 29 90

Archäologie des Mittelalters  
Hagellocher Weg 71  
7400 Tübingen  
Telefon (0 70 71) 4 11 21